



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Das „Messen von Sexualität“

Ein Vergleich von sexualwissenschaftlichen Studien in der
2. Hälfte des 20. Jahrhunderts

verfasst von

Johanna Holzner MA

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 312

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Geschichte

Betreuer:

Univ. Prof. Dr. Franz X. Eder

Vorwort

Die vorliegende Arbeit wurde als Diplomarbeit am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien eingereicht.

Sie wäre ohne die tatkräftige, überaus motivierende Unterstützung meines Betreuers Univ. Prof. Dr. Franz X. Eder nicht so kurzfristig zustande gekommen.

Einen wesentlichen Beitrag zu Entstehung dieses Projekts haben auch meine Eltern, Jakob, Barbara und Gerwin geleistet. Danke für eure Geduld und alle hilfreichen Anregungen!

Wien, Januar 2013

Johanna Holzner

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
1.1 Forschungsinteresse.....	2
1.2 Aufbau der Arbeit.....	3
2. Theoretische und historische Grundlagen.....	4
2.1 Begriffsgeschichte.....	4
2.2 Sexualitätskonzepte.....	5
2.2.1 Essentialismus.....	5
2.2.2 Konstruktivismus.....	6
2.2.3 Soziologie sexuellen Handelns.....	7
2.2.4 Der Wandel der Intimität.....	8
2.2.5 Feministische Perspektive.....	9
2.2.6 Systemtheoretische Konzeption von Sexualität.....	9
2.2.7 Postmoderne Sexualität.....	10
2.2.8 Neosexualität.....	11
2.3 Geschichte der Sexualität ab 1945.....	12
2.3.1 1945 bis zur sexuellen Liberalisierung.....	12
2.3.2 Die Phase der sexuellen Liberalisierung.....	18
2.3.3 Sexualität ab 1980.....	23
2.4 Sexualwissenschaft.....	26
2.4.1 Geschichte der Sexualwissenschaft.....	26
2.4.2 Sozialwissenschaftlich-empirische Sexualforschung.....	31
2.4.3 Zentrale empirische Studien.....	34
2.4.4 Zukunft der empirisch-sozialwissenschaftlichen Sexualforschung.....	36
2.5 Thesen.....	37
3. Methodisches Vorgehen.....	40
3.1 Design.....	40
3.2 Grundbegriffe der empirischen Sozialforschung.....	42
3.2.1 Messen.....	42
3.2.2 Operationalisierung.....	42
3.2.3 Gütekriterien.....	43
3.2.4 Untersuchungsdesigns und Daten.....	43
3.2.5 Auswahl der Untersuchungsobjekte.....	45
3.2.6 Datenerhebung.....	47
3.2.7 Formulierung und Konstruktion von Fragebögen.....	51
4. Ergebnisse.....	54
4.1 Die Umfrage in der Intimsphäre.....	54
4.1.1 Planung und Design.....	54
4.1.2 Beschreibung der Stichprobe.....	55

4.1.3 Zentrale Ergebnisse.....	56
4.2 Jahrbuch der öffentlichen Meinung.....	58
4.2.1 Planung und Design.....	58
4.2.2 Fragestellungen und zentrale Ergebnisse.....	58
4.3 Der RALF-Report.....	61
4.3.1 Planung und Design.....	61
4.3.2 Beschreibung der Stichprobe.....	63
4.3.3 Zentrale Ergebnisse.....	63
4.4 Studentensexualität.....	64
4.4.1 Planung und Design.....	64
4.4.2 Beschreibung der Stichprobe.....	65
4.4.3 Zentrale Ergebnisse.....	65
4.5 Sexual- und Verhütungsverhalten 16- bis 24jähriger Jugendlicher und junger Erwachsener.....	66
4.5.1 Planung und Design.....	66
4.5.2 Beschreibung der Stichprobe.....	67
4.5.3 Zentrale Ergebnisse.....	68
4.6 Sexualleben der Deutschen.....	69
4.6.1 Planung und Design.....	69
4.6.2 Beschreibung der Stichprobe.....	70
4.6.3 Zentrale Ergebnisse.....	71
4.7 Durex: Sexual Wellbeing.....	72
4.7.1 Planung und Design.....	72
4.7.2 Zentrale Ergebnisse.....	73
4.8 Thematische Kontinuität.....	74
4.8.1 Der erste sexuelle Kontakt.....	74
4.8.2 Verhütung.....	76
4.8.3 Selbstbefriedigung.....	79
5. Schlussbetrachtung und Diskussion.....	82
5.1 Schlussbetrachtung.....	82
5.2 Zusammenfassung der Ergebnisse.....	85
5.3 Diskussion und Reflexion.....	89
6. Literaturverzeichnis.....	93
7. Anhang.....	98
7.1 Abstract – Deutsch.....	98
7.2 Abstract – English.....	99
7.3 Curriculum Vitae.....	100

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Alter bei den erste sexuelle Erfahrungen.....	75
Abbildung 2: Alter beim „ersten Mal“	76
Abbildung 3: Methoden der Empfängnisverhütung.....	78

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Verwendete Studien.....	41
Tabelle 2: Einstellung zur vorehelichen Sexualität.....	59
Tabelle 3: Einstellung zur Scheidung.....	59
Tabelle 4: Voreheliche Beziehungen.....	61

Abkürzungsverzeichnis

APO	Außerparlamentarische Opposition
BGB	Bürgerliches Gesetzbuch
BZgA	Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung
CASI	Computer-assistet self-interview
DGfS	Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung
IfD	Institut für Demoskopie
IfS	Institut für Sexualwissenschaft
SDS	Sozialistischer Deutscher Studentenbund
StGB	Strafgesetzbuch
WhK	Wissenschaftlich-humanitäres Komitee

1. Einleitung

Sexualität ist ein zentraler Bestandteil des menschlichen Daseins, denn „sie prägt alle Bereiche des Lebens und ist ein wesentlicher Faktor bei der Ausbildung der Identität und der Entwicklung der Persönlichkeit“ (Haeberle 2005, 1). Mitte des 19. Jahrhunderts begann sich auch die Wissenschaft verstärkt für die menschliche Sexualität zu interessieren und allmählich grenzte sich die neu entstehende Sexualwissenschaft von ihren medizinischen Wurzeln ab. Während sich diese zu Beginn zumeist mit von der damaligen Norm abweichendem Verhalten und Lustempfinden auseinandersetzte, rückten nach und nach auch soziale und gesellschaftliche Aspekte des Sexuellen in den Vordergrund. Den Grundstein für die Institutionalisierung der Sexualwissenschaft legten Magnus Hirschfeld, Arthur Kronfeld und Friedrich Wertheim mit der Gründung des weltweit ersten sexualwissenschaftlichen Instituts, die im Juli 1919 in Berlin erfolgte (Sigusch 2008, 345). Bereits in der Anfangszeit der Sexualforschung begannen Wissenschaftler sozialwissenschaftlich-empirische Studien durchzuführen. Mit seinem „Psychobiologischen Fragebogen“ leistete Hirschfeld sexualwissenschaftliche Pionierarbeit, „denn die Erhebung von Daten über sexuelle Gewohnheiten und Eigenschaften mittels Fragebogen waren [sic] damals völlig neu“ (Köllner 2001, 98).

Die Blütezeit der empirischen Sexualforschung brach jedoch am Ende der 1940er bzw. in den 1950er Jahren mit der Publikation beider Kinsey-Reports an, von denen sich einer der weiblichen, der andere der männlichen Sexualität widmete. Die Ergebnisse der Studien sowie die Methoden, mit denen die Daten gewonnen worden waren, lösten heftige Diskussionen in der Fachwelt, aber auch in der breiten Öffentlichkeit aus, da sie die herrschenden repressiven Moralvorstellungen der Zeit nachhaltig erschütterten (Sigusch 2008, 77). Gleichzeitig inspirierte Alfred C. Kinsey andere Wissenschaftlerinnen/Wissenschaftler, es ihm gleichzutun, und bereits 1949 führte das Allensbacher Institut für Demoskopie die erste groß angelegte Umfrage zum Sexualleben der deutschen Bevölkerung durch (von Friedeburg 1953, 4-5). Bis heute werden im Bereich der Sexualwissenschaft in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen empirische Studien durchgeführt, deren spezifische Ergebnisse durch Print- und visuelle Medien Eingang in den öffentlichen Diskurs über Sexualität finden. Wie in der Anfangszeit setzen sich die Umfragen meist mit Einstellungen zum Thema, konkreten Praktiken, dem Wissen über Sexualität und Fragen zur Verhütung auseinander. Die Sexualwissenschaft leidet also, wie Sven Lewandowski es formuliert, „nicht an einem Mangel an empirischen [sic] Material“ (2004, 7).

Die empirische Sexualforschung ist nicht nur Forschungsdisziplin, sondern hat sich in den vergangenen Jahrzehnten selbst zu einem Gegenstand wissenschaftlicher Forschung entwickelt.

Derartige Forschungsprojekte widmen sich jedoch vor allem methodischen Fragestellungen (vgl. Ericksen/Steffen 1999, Gribble et al. 1999), während Aspekte der Konzeption und der Ziehung der Stichproben sowie die gewonnenen Ergebnisse ausgeklammert bleiben. Die Diplomarbeit von Maria Hofstätter (1980) nimmt in diesem Zusammenhang eine Sonderstellung ein. Sie vergleicht elf Sexualreporte bzw. sexualwissenschaftliche Studien, wobei der Fokus auf der Methodik der Studien und den Aussagen zur weiblichen Sexualität liegt. Eine tiefer gehende Untersuchung sowie ein Vergleich neuerer Surveys sind bislang jedoch nicht erfolgt. Die vorliegende Diplomarbeit will einen Beitrag zur Schließung dieser Forschungslücke leisten und setzt sich daher, beginnend bei der Studie „Die Umfrage in der Intimsphäre“ aus dem Jahr 1949, mit sieben Erhebungen zum Thema Sexualität aus sechs Jahrzehnten auseinander. Eine solche Metaanalyse soll einen kritischen Blick auf die Stichprobengrößen, Fragestellungen und Zielgruppen eröffnen und so Rückschlüsse auf die von den Studien gewonnen Ergebnisse ermöglichen. Untersuchungsgegenstand sind Studien aus der ehemaligen BRD bzw. Deutschland; für Österreich liegen diesbezüglich keine entsprechenden Daten vor.

1.1 Forschungsinteresse

Eine erste Auseinandersetzung mit der Thematik zeigt, dass sexualwissenschaftliche Studien einerseits in den Medien große Aufmerksamkeit erregten, andererseits vonseiten der Wissenschaft wenig Rezeption erfuhren. Zwar dienten bzw. dienen statistische Kennwerte häufig als Belege für Veränderungen des Sexualverhaltens oder gar gesellschaftspolitische Wandlungsprozesse, eine genaue Betrachtung des Entstehungskontextes der Studien sowie ihrer Konzeption blieb jedoch in den meisten Fällen aus. Lediglich „Die Umfrage in der Intimsphäre“ und der daraus resultierende Bericht (von Friedeburg 1953) wurde von Sybille Steinbacher (2011) bereits einer kritischen Analyse unterzogen. Doch ist es zulässig, derartige Studien ohne eingehende Prüfung als (historische) Quellen heranzuziehen? Die Ergebnisse der vorliegenden Diplomarbeit sollen dazu beitragen, diese Frage ein Stück weit zu beantworten.

Bei der Betrachtung einer empirisch-sozialwissenschaftlichen Studie stellt sich zuerst die Frage nach deren Hintergründen: Wer führte die Studie durch und was wollten die Autorinnen/Autoren damit erheben? Ein weiteres zentrales Kriterium stellt der Aufbau dar, wobei vor allem die Größe der Stichprobe, die Methode, mit der diese gezogen wurde, und ihre Zusammensetzung relevant sind. In einem nächsten Schritt gilt es, die Erhebungsmethode zu beleuchten sowie die Items näher zu analysieren: Entsprechen diese den Grundregeln der Itemformulierung und können sie den Anspruch kurz, vollständig und hinreichend präzise zu sein, erfüllen (Diekmann 2007)? Nach der Klärung dieser Aspekte rücken die Ergebnisse in den Fokus. Welche

Informationen beinhalten sie und lässt sich von ihnen auf das Verhalten bzw. die Einstellungen der Grundgesamtheit schließen? Neben diesen methodischen Fragenstellungen will sich das dargestellte Forschungsprojekt jedoch auch sexualgeschichtlichen Entwicklungen widmen. Im Zentrum steht dabei die Frage, ob sich das Sexualverhalten der deutschen Bevölkerung über die Jahre hinweg verändert hat und ob diesbezügliche Trends beobachtbar sind. Schließlich soll, um die Arbeit abzurunden, auch ein kurzer Exkurs über die Zukunft der sozialwissenschaftlich-empirischen Sexualforschung stattfinden.

1.2 Aufbau der Arbeit

An Kapitel 1, welches einleitende Worte, eine kurze Darstellung des gewählten Themas und eine grobe Übersicht über die Fragestellungen beinhaltet, schließt Kapitel 2 an, das die theoretischen und historischen Grundlagen der Arbeit umfasst. Der erste Abschnitt dieses Kapitels widmet sich unterschiedlichen Theorien zur menschlichen Sexualität und geht u.a. auf die Strömungen des Essentialismus und Konstruktivismus, postmoderne und systemtheoretische Ansätze ein. Den zweiten Schwerpunkt des Kapitels stellt die historische Einbettung des Forschungsthemas dar, wobei die Geschichte der Sexualität ab 1945 in Deutschland und die Entwicklung der empirischen Sexualforschung im Vordergrund stehen sollen. Da alle Studien, die vor 1990 durchgeführt wurden, aus der damaligen BRD stammen, liegt der Fokus des Kapitels auf diesem geografischen Raum. Kapitel 3 setzt sich mit dem methodischen Vorgehen auseinander und bietet Informationen zu den zentralen Grundbegriffen der empirischen Sozialforschung. Die Ergebnisse der durchgeführten Untersuchung werden in Kapitel 4 vorgestellt: An eine Beschreibung der sieben Studien schließt ein Vergleich derselben an, der durch eine historische Perspektive Kontinuitäten und Brüche in der empirischen Sexualforschung aufzeigen soll. Der Schlussteil der vorliegenden Arbeit besteht aus einer kurzen Zusammenfassung der Ergebnisse sowie aus deren Diskussion und Reflexion.

2. Theoretische und historische Grundlagen

2.1 Begriffsgeschichte

Der Begriff „sexuell“ leitet sich vom spätlateinischen Wort „sexualis“, zum Geschlecht gehörig, ab und erfuhr, wie andere Adjektive im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts eine Subjektivierung. Das neu geschaffene Wort Sexualität war zunächst nur im Bezug auf Pflanzen in Verwendung, ehe es für Tiere und schließlich auch im Hinblick auf Menschen gebraucht wurde (Sigusch 2008, 46). Wenngleich man nach dem Ausdruck „Sexualität“ im Deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm (1905, 708) noch vergeblich suchte, löste er im alltäglichen Sprachgebrauch allmählich die bislang gebräuchlichen Wendungen bzw. Umschreibungen ab (Sigusch 2008, 46) und drängte Bezeichnungen wie Sinnlichkeit, Erotik oder Leidenschaft zurück (Lenz/Funk, 2005, 20). Von Beginn an bezeichnete der Begriff Sexualität vor allem die Geschlechtlichkeit, also die körperlichen Unterschiede zwischen Frauen und Männern, welche deren Fortpflanzung ermöglichen (Sigusch 2008, 47-48), und war zudem als Synonym für den Koitus in Gebrauch, während man alle anderen Praktiken lange Zeit unter dem Schlagwort „Perversion“ subsumierte. Seit seiner Etablierung besaß der Begriff Sexualität also sowohl eine stark biologische als auch eine moralische Komponente (Lenz/Funk, 2005, 19-20).

Die durch den Sexualitätsbegriff herbeigeführte sprachliche Verarmung sowie dessen Verengung fand nicht nur in der Alltagssprache, sondern auch in der (Sexual-)Wissenschaft statt, welche ihn zunehmend für Verhaltensweisen verwendete, die zum Orgasmus führen. Der Umstand, dass sexuelle Aktivitäten auch ohne bzw. nach einem Orgasmus Zufriedenheit auslösen können, blieb dabei unbeachtet. Diese Definition lässt zudem offen, ob alle Beteiligten einen Orgasmus erleben müssen, um die Verwendung des Sexualitätsbegriffs zu rechtfertigen. Kritikerinnen/Kritiker gingen vielmehr davon aus, dass hier der männliche Orgasmus ein Ordnungskriterium darstelle (Lenz/Funk, 2005, 16-19). Die gegenwärtige Wissenschaft verzichtet häufig auf eine Definition von Sexualität. Dies bedingt jedoch, „dass vielfach unbeabsichtigt, gewissermaßen hinter dem Rücken der Autor/innen ein 'verengtes' Verständnis von Sexualität zum Vorschein kommt oder unreflektiert fortgeschrieben wird“ (Lenz/Funk, 2005, 16). Karl Lenz und Heide Funk (2005, 20) plädieren daher dafür, den Begriff vom biologistischen Erbe der Sexualwissenschaft sowie dessen Fokus auf das Konzept des Orgasmus zu befreien und neu zu formulieren.

Ein Begriff, der eng mit Sexualität in Verbindung steht, ist jener der Moral. Doch welche Phänomene lassen sich in der Geschichtswissenschaft dem Schlagwort Sexualmoral sub-

sumieren? Für Michael Salewski (1990, 12) umfasst dieses Konzept zwei Ebenen, einerseits die politische und soziale Praxis, andererseits die Ebene der Imagination, denn sie bezeichnet nicht nur die tatsächlichen sexuellen Handlungen, sondern auch „das, was man sich unter Sexualmoral vorstellt – einschließlich jener Phantasien, in denen die herrschende Sexualmoral schamlos transzendiert wird“ (Salewski 1990, 12). Sexualmoralische Normen bedingen stets deren potenzielle Infragestellung, ein Umstand, der ihnen Brisanz verleiht. Die Übertretung bzw. Verletzung der geltenden Normen gilt als Abnormalität und Perversion, dient aber zugleich dazu, die gängigen Moralvorstellungen zu definieren (Salewski 1990, 12).

2.2 Sexualitätskonzepte

Wie bereits in Kapitel 1 bemerkt, geht Lewandowski davon aus, dass die Sexualwissenschaft nicht an einem Mangel an empirischen Daten, „wohl aber an einer unzureichenden gesellschaftstheoretischen Fundierung“ (2004, 7) leide. Erste Recherchen im Rahmen dieses Forschungsprojekts zeigten jedoch, dass trotz Lewandowskis Kritik so viel theoretisches Material existiert, dass eine ausführliche Auseinandersetzung mit allen Konzepten wohl Stoff für eine eigene wissenschaftliche Abhandlung bieten würde. Aus diesem Grund wurden für die vorliegende Arbeit acht zentrale Ansätze ausgewählt. Das Spektrum reicht dabei von essentialistischen und konstruktivistischen Konzepten bis zur systemtheoretischen Perspektive Lewandowskis. Dieser Querschnitt soll einen Überblick über die wichtigsten Theorien zum Thema liefern und die verschiedensten Betrachtungsweisen des Sexuellen aufzeigen.

2.2.1 Essentialismus

Die Sexualitätsforschung wird seit der Mitte des 20. Jahrhunderts im Wesentlichen von zwei großen Diskurspositionen geprägt, dem Essentialismus und dem Konstruktivismus, die sich in ihrer Betrachtungsweise des Sexuellen grundlegend unterscheiden. Die Ideen des Essentialismus basieren auf einer naturalistischen Auffassung von Sexualität, weshalb häufig Ergebnisse aus der Zoologie Eingang in die theoretischen Überlegungen zur menschlichen Sexualität finden, ohne diese jedoch kritisch zu hinterfragen (Lenz/Funk, 2005, 25-28).

Vertreterinnen/Vertreter des Essentialismus gehen davon aus, dass sexuelle Orientierung, Begierde und Identität eine „kulturübergreifende und ahistorische, objektive, wenn nicht intrinsische Entität“ (Eder 2009, 245) sei. Im Essentialismus verwurzelte psycho- bzw. sozialbiologische Erklärungsmodelle betrachten Heterosexualität als durch Hormonausschüttungen vor und nach der Geburt bedingten „Normalzustand“, da sie den Fortbestand der Menschheit sichert. Abweichungen von dieser scheinbaren Norm lassen sich durch die evolutions-

theoretische Betrachtung genetischer Programme erklären. Demnach sollen homosexuelle Verwandte durch ihre ungeteilte unterstützende Fürsorge die „Fitness“ des Nachwuchses verbessern und somit zur „Gesamt-Fitness“ (Eder 2009, 250) einer Art bzw. Familie beitragen. Während Psychobiologie und Sozialbiologie sich also aus essentialistischer Sicht mit den biologischen Komponenten der Sexualität befassen, setzen sich psychologische sowie soziologische Theorien mit Zwecken evolutionärer Entwicklungen, die historischen Disziplinen mit Phasen der Sexualunterdrückung auseinander (Eder 2009, 250-251).

2.2.2 Konstruktivismus

Aus sozial-konstruktivistischer Perspektive ist Sexualität keineswegs „natürlich“ und von Genen bzw. Hormonen determiniert, sondern durch soziokulturelle Faktoren geprägt und gilt daher als relativ und historisch bedingt. Nicht die Biologie steht also im Zentrum dieser Betrachtungsweise, sondern der kulturelle Kontext, in dem Sexualität gelernt, aufgebaut und festgeschrieben wird. Vertreterinnen/Vertretern des sozialkonstruktivistischen Ansatzes gehen daher davon aus, dass Gesellschaften die verschiedenen Formen von Sexualität als normal und erlaubt bzw. deviant kategorisieren. Diese gesellschaftlichen Vorstellungen verinnerlichen die Individuen im Zuge ihrer sexuellen Sozialisation und ziehen sie als Orientierungshilfe heran (Lenz/Funk, 2005, 28-32). Das Konzept der interpersonellen Skripts von John Gagnon und Wilhelm Simon (1973) gilt als zentraler Beitrag für die konstruktivistische Sichtweise innerhalb der Sexualforschung. Sie verstehen sexuelles Handeln als soziales Handeln. Um diesen Zusammenhang sichtbar zu machen, bedienen sie sich mit dem Begriff des Skripts eines Ausdrucks aus der Theaterwelt (Lenz/Funk, 2005, 28-29). Skripts oder auch Szenarien sind individuelle Vorstellungen, die im Gegensatz zu sozialen Rollen das individuelle Handeln nicht deterministisch vorgeben. Vielmehr fungieren Skripts als Sets von Handlungsoptionen, die das Individuum jederzeit abrufen, verändern oder ablehnen kann (Lautmann 2002, 180-183). Gagnon und Simon unterscheiden drei Formen derartiger Skripts, kulturelle Szenarien, interpersonelle sowie interpsychische Skripts, die zwar verbunden sind, sich aber nicht wechselseitig beeinflussen. Während kulturelle Szenarien gesamtgesellschaftliches Wissen sowie kollektive Normen beinhalten, umfassen interpersonelle Skripts wiederkehrende Ablaufmuster sexueller Interaktionen (Lenz/Funk, 2005, 29). Interpsychische Skripts hingegen werden von der individuellen Geschichte jedes Menschen beeinflusst und bedingen seelisch-körperliche (sexuelle) Reaktionen (Lautmann 2002, 182).

Zu den bedeutendsten Vertreterinnen/Vertretern des sozialkonstruktivistischen Ansatzes zählt der französische Theoretiker Michel Foucault, der mit seinen Überlegungen zur Sexualität ein-

schlägige Diskurse nachhaltig prägte (Eder 2009, 253-254). Foucault (1983, 21) legt in seiner Analyse der Sexualität den Fokus auf die Diskursivierung des Sexes, d.h. er interessiert sich für den Umstand, dass Sexualität das Thema von Gesprächen ist und will beleuchten, wer sich wo und wann an diesen Debatten beteiligt. Ihm kommt es zudem darauf an, zu wissen, welche Kanäle die Macht dieser Diskurse nützt, um „bis in die winzigsten und individuellsten Verhaltensweisen vorzudringen [...] und auf welche Weise sie die alltägliche Lust durchdringt und kontrolliert“ (Foucault 1983, 19). Neben seinem Ziel, die Machtstrukturen im Feld der Sexualität aufzudecken, verfolgt Foucault aber auch den Wunsch, die sogenannte Repressionshypothese zu widerlegen. Diese beruht auf den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Vorstellungen, dass mit der Entstehung eines Bürgertums eine Phase der sexuellen Unterdrückung einsetzte, die bis heute anhält. Der einzige Weg, diese Repression zu umgehen, sei demnach, über die Sexualität und ihre Unterdrückung zu sprechen, um sich so der Macht der Autoritäten zu entziehen und so etwas von der künftigen Freiheit vorwegzunehmen (Foucault 1983, 18-23).

Zwar bestreitet Foucault nicht, dass die Sexualität ab dem 17. Jahrhundert eine zunehmende Repression erfuhr, allerdings deutet er die Hypothese dennoch als Missinterpretation der Geschichte. Er betrachtet die Verbote vielmehr als Bestandteil der Diskursivierung der Sexualität, die nicht einem Prozess der Restriktion, „sondern im Gegenteil einem Mechanismus zunehmenden Anreizes unterworfen gewesen ist“ (Foucault 1983, 20). Das ständige Sprechen über Sexualität, das eine Verfeinerung der Diskurse bedingte, ist seiner Ansicht nach daher ein Kennzeichen der modernen Gesellschaft. Die sich entwickelnde Sexualwissenschaft, die „scientia sexualis“, trug maßgeblich zur Verankerung des Themas Sexualität in öffentlichen Diskursen bei, indem sie den weiblichen Körper hysterisierte, die kindliche Sexualität pädagogisierte, die Fortpflanzung des Menschen sozialisierte und scheinbar perverse Formen des Sexuellen psychiatrisierte (Foucault 1983, 125-127).

2.2.3 Soziologie sexuellen Handelns

Rüdiger Lautmann betrachtet das Thema Sexualität aus soziologischer Perspektive. Er unterscheidet dabei drei wesentliche Konzepte, mit denen sich Sexualität beschreiben lässt: die Sexualform, die Differenzierung der Sexualformen und die Skripts sexuellen Handelns, die er von Gagnon und Simon (siehe Kapitel 2.2.2) übernommen hat. Der Begriff der Sexualform beschreibt „ein gesellschaftliches Repertoire“ (Lautmann 2002, 175) möglicher sexueller Richtungen, denn sexuelles Verhalten wird nicht nur durch biologische bzw. psychologische Einflussfaktoren bestimmt, sondern ebenso durch politische und gesellschaftliche Verhältnisse. Differenzierung bedeutet einerseits die Loslösung der Sexualität von anderen Bereichen wie

Fortpflanzung, Ehe oder Religion, andererseits die Spezialisierung, also die Entstehung zahlreicher Sexualitätsformen. Wenngleich der Aspekt der Differenzierung in den meisten soziologischen Theorien eine zentrale Rolle spielt, blieb er bei der Betrachtung von Sexualität lange ausgeklammert und „erst in jüngerer Zeit, als der Differenzierungsgedanke zur Individualisierungsthese gesteigert wurde, kamen auch Intimverhältnisse zur Sprache“ (Lautmann 2002, 178).

Die menschliche Interaktion ist eine der Kernkategorien der Soziologie. Lautmann plädiert daher dafür, auch die Sexualität als Interaktion zu betrachten. Hierfür ist allerdings Datenmaterial vonnöten, das die Perspektiven und Erfahrungen aller beteiligten Akteurinnen/Akteure wiedergibt, und sich daher nur schwer erheben lässt. Um Sexualität analysieren zu können, gilt es zudem, eine Unterscheidung zwischen Sexualität, Liebe und Partnerschaft zu treffen, jedoch ohne diese Sphären „endgültig auseinander zu reißen“ (Lautmann 2002, 205). Diese drei Beziehungsformen stehen zwar in einem engen Verhältnis zueinander, treten jedoch unabhängig voneinander auf und besitzen daher jeweils eigene Strukturen sowie Dynamiken. Für die Sexualforschung sollten der Istzustand aller Beziehungsformen und deren Interaktionen zentral sein, nicht aber moralische Idealvorstellungen oder künstlerische Darstellungsformen. Lautmann vereint in seinem Ansatz sowohl essentialistische als auch sozialkonstruktivistische Herangehensweisen und spricht sich dafür aus, neben gesellschaftlichen auch biologische und psychologische Komponenten des Sexuellen zu berücksichtigen. Er plädiert folglich für eine interdisziplinäre Herangehensweise an das Thema Sexualität, ja für die Schaffung einer selbstständigen Wissenschaft, der sogenannten „Sexologie“ (Lautmann 2002, 173-183).

2.2.4 Der Wandel der Intimität

Anthony Giddens setzt sich in seinem Werk „Wandel der Intimität“ nicht nur mit Sexualität, sondern auch mit Liebe und dem Verhältnis der Geschlechter auseinander. Er geht davon aus, dass die Entwicklungen der sexuellen Liberalisierung, auf die Kapitel 2.3.2 näher eingeht, die Entstehung der „reinen Beziehungen“ (Giddens 1993, 69) ermöglichten, in der alle Beteiligten emotional wie sexuell gleichberechtigt sind und „die die alte Machtverteilung zwischen den Geschlechtern grundlegend in Frage stellt“ (Giddens 1993, 10). Die Ursprünge dieser reinen Beziehungen sieht er dabei in dem Konzept der romantischen Liebe, welches Frauen einerseits zunächst ins Haus verwies, andererseits aber eine radikale Beschäftigung mit dem Verständnis von Männlichkeit bedingte. Mit der romantischen Liebe begann daher die Etablierung der „modellierbaren Sexualität“ (Giddens 1993, 10), die sich vom Zwang der Reproduktion löste und der vor allem die Verbreitung der modernen Kontrazeptiva zum Durchbruch verhalf.

Dadurch wurde sie von der „Herrschaft des Phallus“ (Giddens 1993, 10) befreit und die männliche Sexualität verlor ihre überschätzte Bedeutung. Betrachtet man Intimität also als Beziehung zwischen gleichberechtigten Individuen, beinhaltet sie zentrale Aspekte der Demokratisierung, die auch in anderen Sphären Einzug halten könnten. In diesem Fall würde die emotionale Erfüllung die Maximierung des ökonomischen Wachstums als oberstes Ziel ablösen (Giddens 1993, 212-219).

Eine zentrale Kategorie ist für Giddens (1993, 107) die Reflexivität der Individuen, aber auch der Institutionen, die den sozialen Wandel vorantreibt. Da sich Sexualität von der Reproduktion gelöst hat, ist sie nun ebenso wie der Körper Teil des individuell reflexiven Selbst, weshalb Perversionen verschwinden. Sie werden von pluralistischen sexuellen Formen abgelöst, während gleichzeitig Heterosexualität ihre Funktion als Maßstab für „richtiges“ Sexualverhalten verliert (Lewandowski 2004, 37-39).

2.2.5 Feministische Perspektive

Sexualität gilt heute sowohl als „sexed“ als auch als „gendered“. Der Begriff sexed beschreibt in diesem Zusammenhang die biologischen Komponenten von Sexualität, d.h. die unterschiedlichen Anatomien von Frauen und Männern und das daraus resultierende differente sexuelle Erleben. Der Genderaspekt hingegen verdeutlicht, dass Sexualität auch sozial vergeschlechtlicht und damit von kulturellen Vorgaben geprägt ist, die das individuelle Handeln, Denken und Fühlen prägen und bestimmten Gruppen bestimmte sexuelle Verhaltensweisen zubilligen (Lenz/Funk, 2005, 32-35). Diese Sichtweise geht auf die Forderungen der zweiten Frauenbewegung zurück, die sich Mitte der 1960er Jahre formierte. Ihre Vertreterinnen forderten, ganz im Sinne von Simone de Beauvoir, die meinte „man wird nicht als Frau geboren, man wird es“ (de Beauvoir 1992, 256), die Infragestellung der scheinbar natürlichen Geschlechterdifferenz. Sie lehnten sich daher gegen die spätestens in der bürgerlichen Moderne erfolgte Biologisierung des Geschlechts und die damit verknüpfte Abwertung von Frauen auf. Das Ziel war es u.a., jene Mechanismen aufzudecken, die Geschlecht produzieren, und diese zu dekonstruieren (Villa 2009, 119-121). Die feministischen Konzeptionen von Sexualität stehen daher in der Tradition der sozial-konstruktivistischen Ansätze.

2.2.6 Systemtheoretische Konzeption von Sexualität

Die Systemtheorie betrachtet Gesellschaft als soziales System, das sich wiederum aus funktionalen Teilsystemen zusammensetzt (Stark 2009, 165). Niklas Luhmann, der wohl bekannteste Vertreter der soziologischen Systemtheorie, setzte sich in seinem Werk mit den

wesentlichsten Funktionsbereichen wie Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Religion, aber auch Liebe, intensiv auseinander. Diese Analyse wurde von anderen Systemtheoretikerinnen/-theoretikern fortgesetzt. Wie Lewandowski (2004, 94-95) jedoch bemerkt, scheint die Systemtheorie zum Bereich der Sexualität wenig Ideen zu haben und widmet sich daher verstärkt der romantischen Liebe. Selbst systemtheoretische Ansätze, die sich explizit mit Sexualität beschäftigen bzw. dies vorgeben, verstehen Sexualität nicht als eigenständige Sphäre, sondern verknüpfen sie mit Intimität und Fortpflanzung. Lewandowski (2004, 94-95) attestiert den meisten Konzepten daher eine theoretische Unvollständigkeit. Nach seinem Verständnis ist Sexualität eine Form der Kommunikation und ein Zusammenspiel von körperlichen Prozessen, sexuellen Phantasien sowie entsprechender Skripts. Als binäre Codierung, durch die sich das System Sexualität von anderen Bereichen der Gesellschaft abgrenzt, schlägt Lewandowski (2004, 198-205) die kommunikativen Konstrukte Begehren/Befriedigung vor, die sich stets auf den Orgasmus beziehen, der ebenfalls sozial konstruiert ist; denn „der Orgasmus stellt den zentralen Bezugspunkt moderner Sexualität dar“ (Lewandowski 2004, 206). Die Ausdifferenzierung des Sexualitätssystems und die damit einhergehende Abgrenzung zu anderen Bereichen bedingt auch eine Pluralisierung innerhalb des Systems. Dies bedeutet, dass verschiedene Formen der Sexualität nebeneinander existieren und der Begriff der Perversion an Bedeutung verliert (Lewandowski 2004, 219-223).

2.2.7 Postmoderne Sexualität

Zygmunt Bauman verknüpft in seinem Ansatz den Wandel der sexuellen Verhaltensweisen mit einem Modell postmoderner Gesellschaften. Diese lassen durch eine Dominanz des Warenmarktes, vor allem aber durch den Kollaps des sogenannten panoptischen Modells und die Unter-Determinierung von Identität charakterisieren (Lewandowski 2004, 56-57). Das panoptische Modell beschreibt die ständige Überwachung von Individuen, „um die erwünschten Formen des Verhaltens bei einer großen Anzahl von Menschen zu gewährleisten“ (Bauman 1998, 21). Diese ständige Beobachtung wurde früher vor allem von Fabriken und dem Militär, das die meisten Männer aufgrund der allgemeinen Wehrpflicht durchlaufen mussten, übernommen. Beide panoptischen Institutionen haben jedoch mittlerweile an Bedeutung verloren, da die Gesellschaft der Postmoderne die Individuen nicht länger zu Soldatinnen/Soldaten bzw. Arbeiterinnen/Arbeitern, sondern zu Erregungssuchern und -sammelern ausbildet. Die Voraussetzung für die ständige Suche nach neuen Erlebnissen und Reizen stellt die Fitness, also ein wünschenswerter körperlicher Zustand, dar. Auch die Sexualität wird Ziel der Erlebnissuche, weshalb der Orgasmus immer intensivere, unvorhersehbare Erfahrungen bieten soll. Da Sexualität laut Bauman (1998, 24) aber ein natürliches und kein kulturelles Phänomen ist,

bleiben die Möglichkeiten immer neuer Erlebnisse beschränkt und die Erregungssuche somit stets unbefriedigt, wenngleich die postmoderne Trennung von Erotik, Reproduktion und Liebe eine nie da gewesene Freiheit bedingt. Diese „flottierende Erotik“ (Bauman 1998, 27) ergänzt das Bild der postmodernen Identität, die nicht mehr dauerhaft, sondern in höchstem Maße flexibel ist und ständiger Erneuerung bedarf (Bauman 1998, 27-29).

Die Postmoderne hat dazu geführt, dass menschliche Beziehungen immer häufiger eine Neubewertung bzw. -verhandlung erfahren und „streng, sorgsam, zwanghaft und manchmal panisch – noch vom leisesten sexuellen Unterton gereinigt“ (Bauman 1998, 32-33) werden. So scheint das Verhalten Erwachsener gegenüber Kindern stets verdächtig und auch in Organisationen ist das Thema Sexualität zu jeder Zeit präsent, da bestimmte Gesten, Wortmeldungen und Blicke mit dem Vergehen der sexuellen Belästigung in Verbindung stehen. Diese Entwicklung verkörpert für Bauman (1998, 32-34) den Widerspruch der postmodernen Sexualität, denn einerseits ermutigt die moderne Kultur dazu, immer neue erotische Erfahrungen zu sammeln, andererseits gilt es dabei Normen zu befolgen, die einem ständigen Wandlungsprozess unterliegen, weshalb Unsicherheit und Furcht zunehmen.

2.2.8 Neosexualität

Volkmar Sigusch (1998, 267) geht davon aus, dass in den 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts ein lautloser Wandel beginnt, den er als neosexuelle Revolution bezeichnet. Während in der Phase der sexuellen Liberalisierung Sexualität eine positive Mystifizierung erfuhr und man ihre Möglichkeiten überschätzte, „wird sie heute negativ diskursiviert als Gewalt, Mißbrauch und tödliche Infektion (Sigusch 1998, 267). Die „alte“ Sexualität, gekennzeichnet durch das heterosexuelle Paar, Orgasmus und biologische Triebe, wurde zerschlagen und neu konstituiert. Nun stehen neue Erfahrungen, Selbstliebe und Geschlechterdifferenzen, vor allem aber die destruktiven Aspekte von Sexualität im Vordergrund. Diese „neue“ Sexualität weist einen noch stärkeren Warencharakter auf als jene zur Zeit der sexuellen Liberalisierung, denn gegenwärtig sind alle Varianten des Sexuellen, alle entsprechenden Utensilien sowie die medizinische Behandlungen zur Optimierung des menschlichen Körpers käuflich. Allerdings spielt gerade der Körper beim sexuellen Erleben eine immer geringere Rolle, da Medikamente wie Viagra und oder chirurgische Eingriffe dieses vom Körper lösen, während sexuelle Kontakte via Telefon oder Internet vornehmlich auf sprachlicher bzw. bildlicher Ebene stattfinden. Sigusch (2005, 35) sieht neben diesen Entwicklungen auch andere Komponenten der neosexuellen Revolution: Er geht von einer Diversifikation der (sexuellen) Lebensweisen aus und betont die durch die Frauenbewegung bzw. den Feminismus erreichte Anerkennung der

weiblichen Sexualität. Angesichts dieser Prozesse hat die Familie in seinen Augen sowohl emotional als auch sozial an Bedeutung verloren, während andere Formen des Sozialen eine enorme Aufwertung erleben (Sigusch 1998, 268-271).

2.3 Geschichte der Sexualität ab 1945

Die Periodisierung der Geschichte stellt die Disziplin immer wieder vor große Herausforderungen und die Praxis, historische Wendepunkte festzulegen, wird immer wieder infrage gestellt. Andererseits geht eine fehlende Gliederung meist auch mit dem Verlust der Übersichtlichkeit einher. Um diesem vorzubeugen, ist dieses Kapitel in drei große Abschnitte geteilt: in die Zeit von 1945 bis zum Beginn der sogenannten sexuellen Liberalisierung, die Phase von 1965 bis 1980 und in die Jahre von 1980 bis heute. Diese grobe zeitliche Einteilung orientiert sich an Schmidt (2011, 10-11), der im 20. Jahrhundert im Hinblick auf Sexualität zwei zentrale Diskurse identifiziert, die in den 1960er bzw. in den 1980er Jahren einsetzen.

2.3.1 1945 bis zur sexuellen Liberalisierung

Am Ende des 2. Weltkriegs war Deutschland ein Land der Frauen. Millionen von ihnen hatten ihren Mann verloren, warteten auf seine Rückkehr aus der Gefangenschaft oder konnten aufgrund des Mangels an potenziellen Kandidaten keinen Ehepartner finden. Viele, zumeist junge Frauen nutzten die Freiräume, die sich ihnen nun unverhofft boten, und strebten Lebensentwürfe an, die sich diametral von jenen unterschieden, welche die Nationalsozialisten propagiert hatten. Der Aufbau einer neuen Existenz ohne Ehemann verschaffte den Frauen gesteigertes Selbstbewusstsein, weshalb die Ehe aus weiblicher Sicht an Bedeutung verlor (de Nuys-Henkelmann 1990, 107-111). Diese wachsende Ablehnung der Institution Ehe spiegelte sich auch in den steigenden Scheidungsraten wider – im Jahr 1947 wurde jede sechste Ehe in Deutschland geschieden. Gründe für die hohe Anzahl von Scheidungen waren einerseits die in den Kriegsjahren sehr früh geschlossenen Ehen, bei denen die Eheleute aufgrund der Abwesenheit des Mannes kaum Zeit gehabt hatten, eine Partnerschaft aufzubauen, andererseits die unterschiedlichen Erfahrungen von Frauen und Männer in der Zeit der Trennung. Psychische Erkrankungen, körperliche Leiden und die Abweichung der Realität von lange gehegten Wunschbildern trugen ebenfalls zum Ende unzähliger Ehen bei. Die Angst konservativer Kräfte vor einer endgültigen Auflösung der traditionellen sexuellen Ordnung erhielt durch „die verbreitete Fraternisierung zwischen deutschen Frauen und Soldaten der alliierten Besatzungsarmeen“ (Herzog 2005, 87), die sich nicht unterbinden ließ, Nahrung.

Inwieweit es sich bei diesen Beziehungen um echte Liebe, sexuelle Abenteuer oder Prostitution handelte, war häufig kaum festzustellen (Herzog 2005, 87).

Die Zeit der Adenauer-Ära (1949 bis 1963) bedeutet eine neue Phase sexueller Repression sowie die Desexualisierung der Kindheit und des Körpers und setzt dieser ersten Phase der sexuellen Liberalisierung ebenso wie der beginnenden Unabhängigkeit von Frauen ein Ende. Obwohl diese nach dem Ende des 2. Weltkriegs einen Großteil der Wiederaufbauarbeit und der durch den Tod bzw. die Gefangenschaft tausender Männer erweiterten Familienarbeit leisteten, wurden traditionelle Rollenbilder und Arbeitszuweisungen von politischer Seite nicht hinterfragt, weshalb alleinstehende Frauen mit zunehmender Diskriminierung zu kämpfen hatten (de Nuys-Henkelmann 1990, 110-112). Salewski bezeichnet diese Entwicklung, die ein „unheiliges Bündnis zwischen Staat, christlicher Partei und christlichen Kirchen“ (1990, 15) vorantrieb, als „negatives Sexualwunder“ (Salewski 1990, 15). Die herrschende Politik der Repression und die Restabilisierung der Familie fand auch in der Gesetzgebung Niederschlag. So sah das Familienanpassungsgesetz von 1957 die Haushaltstätigkeit der Frauen als Normalzustand an (Gestrich 1999, 29) und erklärte deren Berufstätigkeit nur dann für zulässig, wenn diese „mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar“ seien (BGB 1958). Um die immer noch hohe Zahl an Scheidungen einzuschränken, erfolgte 1961 die erste Verschärfung der Scheidungsgesetzgebung. Politiker wie Vertreter der christlichen Kirchen forderten die Frauen auf, zu heiraten bzw. ihre Männer zu unterstützen und ganz in ihrer Mutterrolle aufzugehen (Herzog 2005, 147). Verzicht und Fleiß galten als Idealwerte der Stunde, Erotik und Sexualität hingegen als Schmutz und Schund sowie für den Wiederaufbau hinderlich (de Nuys-Henkelmann 1990, 112-113).

Vor allem das Wirken des streng katholischen CDU-Familienministers Franz-Josef Wuermeling orientierte sich weniger an den sexualpolitischen Idealen der 1920er Jahre als an den Vorstellungen des sexualfeindlichen Bürgertums des 19. Jahrhunderts (de Nuys-Henkelmann 1990, 113-114). Er „erachtete die patriarchalisch-bürgerliche Familie als Instrument sowohl die Vorstellungen des Sozialismus als auch gegen den Individualismus der kulturellen Moderne“ (Steinbacher 2011, 128) und alleine die Thematisierung von Sexualität in Literatur und Kunst bedeutete für Wuermeling eine Gefährdung der allgemeinen Sittlichkeit. Um dieser entgegenzuwirken, propagierte er Selbstzucht und Enthaltensamkeit auf allen Ebenen. Zudem initiierte Wuermeling das „Gesetz zum Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit“, das Jugendlichen einen Aufenthalt an gefährdenden Orten verbot. Allerdings blieb es den Ländern überlassen, die Verbotszonen zu definieren. In der Praxis bedeutete die Umsetzung des Gesetzes, dass sogenannte Sittenkommandos und Sonderstreifen „die nächtlichen Parkbänke und parkenden

Autos auf schmusende Paare“ (de Nuys-Henkelmann 1990, 114) absuchten, die sie kontrollieren und verhaften durften. Auch der nach wie vor gültige Kuppeleiparagraf erschwerte sexuelle Kontakte von unverheirateten Personen, da er das Zurverfügungstellen von Räumlichkeiten für ebendiese bei Strafe verbot (de Nuys-Henkelmann 1990, 113-114).

Die Vorstellung, dass die Familie die Keimzelle des Staates sei, bedingte neben der Einführung zahlreicher Vergünstigung für (kinderreiche) Familien bei gleichzeitiger Benachteiligung kinderloser Paare sowie Personen und der Einschränkung weiblicher Berufstätigkeit auch die strenge strafrechtliche Verfolgung von Schwangerschaftsabbrüchen. Wie die Zahlen jedoch belegen, hatte diese kaum Auswirkungen auf die Praxis, denn Abtreibung war vor allem zu Beginn der 1950er Jahre ein „Massenphänomen“ (de Nuys-Henkelmann 1990, 115), da statistisch gesehen fast jede fünfte Frau eine Schwangerschaft künstlich beendete. Zwar konnte eine Schwangerschaftsunterbrechung auch legal erfolgen, sofern das Leben oder die Gesundheit der Frau ernsthaft in Gefahr war, allerdings bedurfte es dafür einer Genehmigung durch mindestens eine Gutachterstelle. Aufgrund der langen Dauer derartiger Verfahren und der damit verbundenen Schikanen entschied sich die Mehrheit der Betroffenen dafür, andere Wege zu beschreiten. Da die Kosten für eine illegale Abtreibung in Deutschland im Verhältnis zum durchschnittlichen Monatseinkommen relativ hoch waren, kann von einem hohen Prozentsatz selbst vorgenommener Abtreibungen ausgegangen werden (de Nuys-Henkelmann 1990, 115-116).

Die hohe Zahl ungewollter Schwangerschaften in den 1950er Jahren dürfte auf unzuverlässige Verhütungsmittel, vor allem aber auf mangelnde Aufklärung zurückzuführen sein (de Nuys-Henkelmann 1990, 117-119). Zudem blieb ein Erlass Himmlers von 1941, der die Bewerbung und den Verkauf von Kontrazeptiva verbot, in einigen Bundesländern weiterhin aufrecht. Zwar fielen Kondome nicht in diese Regelung, in manchen Gegenden waren jedoch auch diese kaum zu bekommen. Bemühungen, in diesem Bereich eine Entkriminalisierung zu erwirken, scheiterten (Herzog 2005, 127). Aufgrund der steigenden Zahl minderjähriger Mütter, entwickelten sich Frühehen zu einem Phänomen des Jahrzehnts, da die Legalisierung der Schwangerschaft durch eine Eheschließung als geeignete Lösung erschien. Möglich war eine Heirat ab der Volljährigkeit mit 21 Jahren, mit der Zustimmung der Eltern für Mädchen ab 16, für Jungen ab 18 Jahren. Generell verbot das Gesetz sexuelle Aktivitäten vor einer offiziellen Eheschließung, auch wenn die voreheliche Sexualität von jungen Männer tendenziell eher toleriert wurde als jene von jungen Frauen (de Nuys-Henkelmann 1990, 119-143).

Während die unmittelbaren Zeit nach Kriegsende auch für homosexuelle Männer eine Phase

der Liberalität und Offenheit bedeutete, hatte die „schrittweise Wiederherstellung einer domestizierten Heterosexualität“ (Herzog 2005, 111) eine erneute Kriminalisierung homosexueller Aktivitäten zur Folge. Im Gegensatz zum immer noch präsenten Antisemitismus, den man hauptsächlich im privaten Bereich auslebte, galt Homophobie bald wieder als mehrheitsfähig. Die nationalsozialistischen Bilder der Homosexualität blieben dabei auch nach 1945 präsent, sexuelle Handlungen zwischen Männern durch Paragraf 175, der anlässlich der deutschen Staatsgründung im Jahr 1871 aus dem preußischen Gesetzbuch übernommen worden war, nach wie vor verboten. Ab den 1920er Jahren machten sich immer Menschen, unter ihnen auch der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld, für die Abschaffung des Paragrafen stark. Die Machtergreifung der NSDAP im Jahr 1933 machte jedoch alle diesbezüglichen Hoffnungen zunichte. Statt einer Tilgung nahm sie eine Erweiterung vor. Neben koitusähnlichen Handlungen wurden nun auch jede Form gleichgeschlechtlicher Handlungen und Berührungen sowie erotische Blicke bei Strafe verboten. Die Folgen einer Verurteilung reichten dabei von Gefängnisaufenthalt und Kastration bis zu Zwangsarbeit oder Deportation ins Konzentrationslager (Herzog 2005, 111). Die drakonische Bestrafung und Ermordung von Homosexuellen in der Zeit des Nationalsozialismus hatte kein öffentliches Umdenken bewirkt und so kam es auch nach 1945 zu Verurteilungen gemäß Paragraf 175 StGB (Sigusch 2008, 397), wobei dessen Anwendung willkürlich erfolgte. Während einige Richter von einer Bestrafung absahen, verhängte beispielsweise Kurt Romini, der schon im Nationalsozialismus als Ankläger gegen Homosexuelle gearbeitet hatte, mehrjährige Haftstrafen. Obgleich sich neben dem Sexualforscher Hans Giese viele Menschen für die Lockerung bzw. Abschaffung des Paragrafen 175 einsetzten, kam erst 1969 eine Gesetzesänderung zustande (Herzog 2005, 117).

Neben der Politik des Kabinetts Adenauer trug auch die christliche Kirche aufgrund ihres wachsenden Einflusses und Prestiges maßgeblich dazu bei, Sexualität in der BRD zu einem Dauerthema zu erheben. Da die amerikanische Besatzungsmacht die zum Teil irrige Auffassung vertrat, „die Kirchen seien so etwas wie ein Bollwerk gegen den Nationalsozialismus gewesen“ (Herzog 2005, 92), erhielten diese im Hinblick auf die Entnazifizierung einige Sonderrechte, die neben der Wahl Adenauers ihre Position festigten. Sowohl für die katholische als auch die protestantische Kirche stand es außer Frage, dass die Abkehr vom Glauben, der herrschende Verfall der sexuellen Ordnung sowie die Verbrechen des Nationalsozialismus eng zusammenhingen. Der Nationalsozialismus wurde dabei in den christlichen Ausführungen der Nachkriegszeit als antichristliche Bewegung gedeutet, nicht zuletzt, um von der eigenen Anpassung und Unterstützung des Systems abzulenken. In den Debatten rund um Abtreibung und Verhütung ließen die Vertreter der Kirchen bewusst Vergleiche mit der Ideologie der Nationalsozialisten einfließen, um ihre Standpunkte zu untermauern. So bezeichneten

sie beispielsweise Abtreibung als Fortführung des Völkermords und verglichen den Mut, ein ungeplantes Kind auf die Welt zu bringen und zu erziehen, mit der Courage, Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu leisten. Auch die Politik griff diese Argumentationslinien auf, um gegen die Lockerung des Abtreibungsparagrafen und für die Ehe als zentrale Institution mobilzumachen (Herzog 2005, 96).

Wie diese Beispiele belegen, kann von einem Vergessen und Verdrängen des nationalsozialistischen Regimes in den Nachkriegsjahren keine Rede sein. Der vielfach vertretenen Ansicht, erst die Studentinnen-/Studentenbewegung Ende der 1960er Jahre habe das Schweigen durchbrochen, kann Herzog (2005, 120-121) daher nicht zustimmen; sie nimmt vielmehr eine konträre Position ein, indem sie in den Jahren nach 1945 eine Mischung aus Bruch und Kontinuität wahrnimmt: „Man ging durch Reden mit der Erinnerung um, 'normalisierte' den Nationalsozialismus durch unaufhörliches Geplauder“ (Herzog 2005, 121). Die Ideen und Vorstellungen des Nationalsozialismus erfuhren keine vollständige Ablehnung, sondern wurden kompromissbereit in neue Konzepte eingebunden bzw. adaptiert, anerkannt und verleugnet, auf die Spitze getrieben und banalisiert. Antisemitismus, Rassismus und Militarismus des Regimes entwickelten sich zum Gegenstand von Witzen und die Disziplin der Eugenik hatte wenig von ihrer Anziehungskraft verloren (Herzog 2005, 121).

Die Moralvorstellungen der konservativen Kreise wurden durch die Kinsey-Reporte erschüttert, die 1954/55 auch in deutscher Sprache erschienen. Sie lösten in Deutschland einen ersten medialen Boom von Sexualität und Erotik aus, der ein noch nie da gewesenes Ausmaß erreichte. Dieser fiel in die Gründungsphase der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften, welche die deutschen Jugendlichen in Zukunft vor „Schmutz und Schund“ schützen (Steinbacher 2011, 166) und moralisch sensibilisieren sollte, um sie so vor den Verlockungen politisch radikaler Ideen zu bewahren (Heineman 2011, 3).

Galt der Liberalismus unter den Vertreterinnen/Vertretern einer christlich-konservativen Sexualmoral noch in den 1920er Jahren als Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung, bedingten die Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs einen Einstellungswandel. Die größte Bedrohung schien nun vom Nationalsozialismus bzw. Kommunismus auszugehen. Um die nun geschätzten liberalen Werte gegen derartig radikale Strömungen zu verteidigen, wurde eine gefestigte Sexualmoral als wichtig erachtet. Doch gerade diese neue Bedeutung der Sexualmoral brachte die Angehörigen aller politischen Lager in Bedrängnis, die sich zwar in Hinblick auf die Meinung zur Entstehung einer gesunden Sexualmoral und zur Rolle des Staates in diesem Prozess unterschieden, sich aber mit denselben Fragen konfrontiert sahen: „how to balance liberalism's

reliance on a sexual-moral order, on the one hand, and its promise of individual freedom, on the other“ (Heineman 2011, 3). In dieser Debatte spielten erotische Konsumgüter sowie die Sexualität der Konsumentinnen/Konsumenten eine zentrale Rolle. Beschränkungen beim Verkauf von Erotikprodukten standen dem Prinzip des freien Marktes entgegen und eine Regelung für die Medien zum Umgang mit Sexualität hätten die Schaffung einer erneuten Zensur bedeutet. Diese unterschiedlichen Ansprüche galt es für die politischen Verantwortlichen abzuwägen, zumal Aufklärung innerhalb der ehelichen Sexualität durchaus erwünscht war, um diese zu verbessern. Derartige Ratgeberliteratur zählte vor 1969 neben Kontrazeptiva zu den meist verkauften Produkten der Erotikbranche, bis sie von pornografischen Texten, Bildern und Filmen abgelöst wurden (Heineman 2011, 3-4). Mit der Verabschiedung des Gesetzes über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften im Jahr 1952 entschied sich die deutsche Regierung allerdings gegen die Werte des Liberalismus und für die Einführung staatlicher Zensur (Heineman 2011, 27).

Durch Kinseys Publikationen entwickelte sich Sexualität zu dem zentralen Thema der internationalen Presse. Illustrierte, die Auszüge aus seinen Ergebnissen und daraus abgeleitete Tipps für die Ehe veröffentlichten, konnten ihre Verkaufszahlen enorm steigern (Steinbacher 2011, 166-169). Die Zeitschriften griffen Kinseys Forderungen nach einer Naturalisierung des Sexuellen jedoch nicht auf, „sondern verkehrten sie in ihr Gegenteil: Statt Befreiung der Sexualität propagierten sie deren Bindung an Liebe und Ehe“ (Steinbacher 2011, 167). Politik und Kirche standen Kinseys Ergebnissen äußerst kritisch gegenüber, aber auch seitens der Wissenschaft stießen sie auf Widerstand. So bezeichnete der Soziologe Helmut Schelsky die US-amerikanischen Ergebnisse als Erschütterung der Sexualnormen und Angriff auf das „Gesamtgefüge der jeweiligen Kultur in seinen Grundlagen“ (Schelsky 1955, 49). Wie sehr jedoch die von höchsten Kreisen propagierten Sexualnormen von dem tatsächlichen Handeln abweichen, zeigte die Nitribitt-Affäre des Jahres 1957 auf. Denn wie Ermittlungen nach dem Mord an der Frankfurter Prostituierten Rosemarie Nitribitt ergaben, konnte diese auch bekannte Politiker und Vertreter der Wirtschaft zu ihren Freiern zählen und „merkwürdigerweise konnte der Mord [...] bis heute nicht aufgeklärt werden (Sigusch 2008, 397).

Nach langen Vorarbeiten gelangte im Jahr 1960 durch die Zulassung der US-amerikanischen Food and Drug Administration mit Enovid die erste Antibabypille auf den Markt. Zwei Jahre später war ein ähnliches Präparat unter dem Namen Anovlar in auch Deutschland erhältlich (Ludwig 2011, 854). Die „Pille“, wie sie umgangssprachlich genannt wird, gewährleistete als erstes Verhütungsmittel einen sicheren Schutz vor ungewollten Schwangerschaften und ermöglichte damit eine Trennung von Sexualität und Reproduktion. Die zunehmende Verbreitung

der Pille und anderer Kontrazeptiva rief jedoch Widerstand hervor. So formierte sich ein Teil der deutschen Ärzteschaft und wandte sich 1965 mit der Ulmer Denkschrift an die Öffentlichkeit, um ihre Ablehnung der Antibabypille kundzutun. Sie fürchteten moralische Verwahrlosung sowie den Verfall der Sitten und jedweden „Eingriff in die Schöpfungsordnung ab“ (Sigusch 2008, 402). Auch die katholische Kirche protestierte heftig gegen diese Entwicklungen. Zwar versuchte u.a. der Bostoner Gynäkologe John Rock den Vatikan mit dem Argument zu überzeugen, dass die Pille nur die weibliche Hormonregulierung ausnütze und somit eine natürliche Verhütungsmethode sei, doch die Kirche hielt an ihrem Kurs fest (Ludwig 2011, 854-855). 1968 veröffentlichte Papst Paul VI. die Enzyklika „Humanae Vitae“, in der er „katholischen Ehepaaren die Verwendung jeglicher Form künstlicher Empfängnisverhütung untersagte“ (Eder 2009, 232).

Die Erfindung und weltweite Verbreitung der „Pille“ waren Vorboten der sogenannten sexuellen Revolution, da einerseits durch die Pille der ständigen Gefahr einer möglichen Schwangerschaft ein Ende bereitet wurde und sich dadurch das sexuelle Verhalten veränderte (Herzog 2005, 173), nun andererseits „eine weniger verklemmte Sexualaufklärung breiter Schichten endlich erfolgen musste“ (Sigusch 2008, 401). Diese Aufgabe übernahmen der „Aufklärer der Nation“ (Habermehl 1993, 9) Oswald Kolle, der in Illustrierten und Filmen Sexualfragen öffentlich thematisierte, und Beate Uhse, die zu Beginn der 1960er Jahre unter dem Namen „Fachgeschäft für Ehehygiene“ drei Sexshops eröffnete und damit den Grundstein für ihr Erotikimperium legte (Sigusch 2008, 402). Werner Habermehl (1993, 9) zählt daher Kolle und Uhse, ebenso wie den Sexualforscher Hans Giese, der zentrale Sexualumfragen durchführte, zu den wichtigsten Unterstützern der sexuellen Liberalisierung in Deutschland, auf die das folgende Kapitel näher eingeht.

2.3.2 Die Phase der sexuellen Liberalisierung

Die Zeit ab 1968, die Deutschland grundlegende Veränderungen in Gesellschaft und Sexualität bescherte, wird gemeinhin als sexuelle Revolution bezeichnet. Dieser Ausdruck löst in der Wissenschaft immer wieder Unbehagen aus, da der Begriff „Revolution“ schnelle Veränderungen impliziert. Von raschem Wandel kann im Hinblick auf die Umbrüche jedoch keine Rede sein, vielmehr sind die öffentlichen Diskurse über Sexualität die Folge langsamer Prozesse, die vielfach schon vor 1968 einsetzten. Es ist daher treffender, „in historischen Zusammenhängen von einer 'sexuellen Liberalisierung' in den 1960er und 1970er Jahren zu sprechen“ (Eder 2009, 224).

Mit dem Einsetzen der sogenannten sexuellen Liberalisierung kamen ab der Mitte der 1960er Jahre „die festgefügtten Konzepte von Sexualität und Familie“ (Clement 1986, 2) in Bewegung. Wenngleich die Verbreitung der Antibabypille einen enormen Wandel der sexuellen Sitten bedingte, gilt diese nicht als unmittelbarer Auslöser dieser Entwicklungen. Dagmar Herzog geht vielmehr davon aus, dass „die vollständige Durchdringung der visuellen Landschaft mit Bildern halb (und bald ganz) nackter Frauen“ (2005, 173), die Verwendung derartiger Bilder in der Werbung sowie eine Verbreitung von pornografischen Schriften und Bildern die zunehmende Liberalisierung im Bereich der Sexualität bewirkten. Während konservative Kreise entsetzt reagierten, standen viele Menschen dieser Entwicklung positiv gegenüber und die Nachfrage nach erotischen Bildern stieg immer weiter an. Nach Jahren der Selbstzensur und strenger staatlicher Kontrollen hielt die sexuelle Liberalisierung auch in der Filmindustrie Einzug und pseudowissenschaftliche Aufklärungsfilme erfreuten sich immer größerer Beliebtheit. Ein Wegbereiter dieses neuen Genres, das Millionen von Menschen in die Kinos lockte, war der Journalist Oswald Kolle, der mit Filmen wie „Das Wunder der Liebe“ aus dem Jahr 1967 oder „Dein Mann, das unbekannte Wesen“ (1969), große Berühmtheit erlangte. Der Rahmen dessen, was als gesellschaftlich bzw. gesetzlich erlaubt und tolerierbar galt, wurde durch die Medien- und Werbebranche immer weiter ausgedehnt, bis schließlich zu Beginn der 1970er Jahre auch die pädagogische Rechtfertigung für die Verbreitung von Filmen, Büchern und Bildern entfiel (Herzog 2005, 173-177).

Wenngleich bestehende Gesetze Pornografie noch immer verboten, konnte man sowohl weiche als auch harte Pornografie in der BRD am Kiosk erwerben. Zudem begannen nach der im Jahr 1969 erfolgten Liberalisierung des Paragraphen 175 die Anbieterinnen/Anbieter entsprechender Medien verstärkt auch Produkte für männliche Homosexuelle in ihr Sortiment aufzunehmen. Der Staat reagierte auf diese enorme Nachfrage nach Erotikprodukten, indem er zunächst „Zoll und Polizei anwies, Pornos nachsichtiger zu behandeln, und schließlich, indem er die Anti-Pornografie-Gesetzgebung lockerte“ (Herzog 2005, 180). Sowohl die evangelische als auch die katholische Kirche lehnten die Ideen der sexuellen Liberalisierung hingegen strikt ab. Doch anders als in den 1950er Jahren gelang es den Glaubensgemeinschaften nicht, ihre Position als moralische Autorität zu verteidigen. Vielmehr nahm ihr Einfluss stetig ab, während die Kritik an ihrer Sexualmoral und Scheinheiligkeit wuchs. Auch in den eigenen Reihen begannen Geistliche wie Theologen und aktive Laien, sich für die Liberalisierung von Sexualität und entsprechender Gesetze starkzumachen (Herzog 2005, 182-187).

Die Wissenschaft stand dieser Sexwelle, die Deutschland offenbar erfasst hatte, zunächst ratlos gegenüber. Unklar blieb, ob das große Interesse an Pornografie und scheinbaren Auf-

klärungsfilmen auch das tatsächliche Sexualverhalten der Deutschen veränderte, oder ob es lediglich eine Folge der durch die sexuelle Repression der Adenauer-Ära bedingten sexuellen Frustration vieler Frauen und Männer sei. Einigkeit herrschte hingegen in Bezug auf die enormen Veränderungen im Verhalten der jungen Bevölkerung. Die Pille, die die Angst vor einer ungewollten Schwangerschaft gebannt hatte, bedingte eine hohe Akzeptanz vorehelicher Sexualität und das Alter beim ersten Koitus sank Studien zufolge zusehends. Wie in den USA und in zahlreichen anderen Ländern begannen sich auch in Deutschland immer mehr junge Menschen für das Thema Sexualität zu interessieren und trugen so zu einer Intensivierung sowie Politisierung der gesellschaftlichen Diskurse bei (Herzog 2005, 173).

Wenngleich die Ideen der sexuellen Liberalisierung alle Bevölkerungsschichten erfasste, wurden die Debatten rund um das Thema Sexualität maßgeblich durch die Außerparlamentarische Opposition (APO) und die Studentinnen-/Studentenbewegung geprägt. Die Faszination der Bewegung ging einerseits von deren radikalen Experimenten, wie der Kommune 1 in Berlin oder den sogenannten Kinderläden, in denen man antiautoritäre Erziehung praktizierte, andererseits von dem Umstand, dass Massenmedien ebenso wie Wissenschaftlerinnen/Wissenschaftler ihre Ansichten übernahmen, aus. So entstand nach Ansicht von Herzog „Eine sich gegenseitig verstärkende Dialektik aus radikalem Experimentieren auf der einen und theoretischer Fundierung dieser Experimente durch linksliberale Autoritäten auf der anderen Seite“ (2005, 187-188). Die sexualwissenschaftlichen Ideen waren dabei keineswegs weniger radikal als jene der Studentinnen/Studenten, doch der Ruf ihrer Entwicklerinnen/Entwickler verlieh ihnen „wissenschaftliche Respektabilität“ (Herzog 2005, 188), wodurch sie sich von den Moralvorstellungen der Kirche abhoben – diese musste ihre Position als Autorität in Sexualfragen endgültig an die Wissenschaft abtreten (Herzog 2005, 188).

Die mit der sexuellen Liberalisierung verstärkt auftretende Kommerzialisierung des Sexuellen rief innerhalb der Studentinnen-/Studentenbewegung schon früh kritische Stimmen hervor und auch bei anderen Themen, wie beispielsweise bei der Bewertung von Treue, herrschte keineswegs Einigkeit. Außer Frage stand jedoch die Meinung, dass eine sexuelle Revolution nur mit einer sozialen Revolution einhergehen könne, denn echte sexuelle Freiheit sei nur durch soziale Gerechtigkeit zu erlangen. Dieser Gedanke basierte auf der Überzeugung, die Unterdrückung der Sexualität sei eine maßgebliche Ursache des nationalsozialistischen Genozids gewesen: „Die sexuelle Befreiung, so glaubte man, würde dazu beitragen, die Bundesrepublik auch von den anhaltenden Nachwirkungen des Nationalsozialismus zu befreien“ (Herzog 2005, 10) und galt daher als antifaschistisches Gebot. Um diese These zu untermauern, zogen vor allem Vertreterinnen/Vertreter des linken Lagers u.a. Schriften von Erich Fromm, Wilhelm

Reich, Max Horkheimer oder Theodor Adorno heran, wobei gegensätzliche Passagen ausgeklammert blieben. Dieser Tendenz, moralische Fragen mit Sexualität zu verknüpfen, lag das Bestreben zugrunde, sich von der sexuellen Repression der Elterngeneration, deren zwanghafter Vorstellungen von Moral sowie deren Autoritarismus abzugrenzen (Herzog 2005, 193-197).

Wie bei der Debatte um die Entkriminalisierung von Homosexualität war auch bei der Abtreibungsfrage ein „Zusammenspiel von allgemeiner Liberalisierung und beharrlichem Kampf“ (Herzog 2005, 273) zu beobachten und eine Rebellion einiger linker, feministischer Aktivistinnen entwickelte sich rasch zu einer Bewegung, die die gesamte BRD erfasste. Die Koalition zwischen SPD und FDP, die im Jahr 1969 die Regierung übernommen hatte, ließ die Bereitschaft erkennen, den Paragraphen 218, der Abtreibung verbot, abschaffen zu wollen. Empörte Reaktionen konservativ-kirchlicher Kreise veranlassten die SPD jedoch, von dem Vorschlag Abstand zu nehmen. Daraufhin regte sich vor allem bei den Frauen Widerstand und es formierte sich eine breite, aktionistische Protestbewegung, die mit unterschiedlichsten Mitteln auf die Konsequenzen illegaler Abtreibungen hinwies. Angesichts des Rückgangs von Abtreibungen, den die Einführung der Pille bewirkt hatte, mag der Zuspruch zur Anti-Abtreibungs-Kampagnen überraschen, doch nach der Ansicht von Herzog kristallisierte sich in den Augen vieler Frauen „in der Kriminalisierung der Abtreibung die Verachtung, die ihrem Geschlecht in jedem Bereich ihres gesellschaftlichen Daseins entgegenschlug“ (2005, 275), weshalb viele Frauen die Bewegung unterstützten. Aber auch Männer und die Medien griffen die Forderungen auf (Herzog 2005, 275). So veröffentlichte beispielsweise der Spiegel 1971 die Erklärung hunderter, teils prominenter Frauen „Ich habe abgetrieben“ (Sigusch 2008, 441). Im Bewusstsein der breiten Zustimmung in der Bevölkerung zur Abschaffung des Paragraphen 218 beschlossen die Abgeordneten 1974 trotz des enormen Widerstandes vonseiten der Kirche, die den Abbruch einer Schwangerschaft erneut mit den Massenmorden der Nationalsozialisten verglich, für die Zulassung der Abtreibung in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft. Das Bundesverfassungsgericht, das die Umsetzung des Gesetzes sofort durch eine einstweilige Verfügung gestoppt hatte, erklärte es 1975 für verfassungswidrig. 1976 wurde, auch auf Druck der Frauenbewegung, ein neues Gesetz verabschiedet, welches die Abtreibung in den ersten drei Schwangerschaftsmonaten nur mehr beim Vorliegen einer ausreichenden Indikation erlaubte. Die Möglichkeit, einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen zu lassen, hing nun von der jeweiligen Ärztin/vom jeweiligen Arzt und deren Bereitschaft, auch eine soziale Indikation anzunehmen, ab (Herzog 2005, 275-276).

Die gemeinsamen Aktionen und Erfahrungen im Kampf gegen das Verbot von Abtreibungen

motivierten Frauen, auch weiterhin gesellschaftspolitisch engagiert zu bleiben, weshalb es zur Gründung zahlreicher Frauenprojekte, -einrichtungen und -zeitschriften kam. Im Laufe der 1970er Jahre etablierte sich daher eine, wie Herzog es formuliert, „eine weiblich geprägte Gegenöffentlichkeit“ (2005, 276), die für die Rechte von Frauen eintrat und die bestehenden Verhältnisse innerhalb der deutschen Gesellschaft kritisch beleuchtete. In diesem Umfeld begannen sich auch Lesbierinnen von den gemischten Gruppen homosexueller Frauen und Männer zu lösen und eigene Organisationen aufzubauen, wenngleich auch die vorwiegend heterosexuelle Frauenbewegung nach anfänglichen Widerständen den Kampf für die Rechte lesbischer Frauen aufnahm. Trotz dieser augenscheinlichen Erfolge geriet die sogenannte Neue Linke, der viele der genannten Bewegungen entstammten, mit dem weiteren Fortschreiten der sexuellen Liberalisierung in eine tiefe Krise und verlor zunehmend ihre politische Orientierung. Ihre Anhängerinnen/Anhänger hatten stets die Überzeugung vertreten, dass eine sexuelle Befreiung auch eine gesellschaftliche Revolution bedingen würde, doch diese Erwartung schien sich nicht zu erfüllen (Herzog 2005, 277-278).

Im Zuge der sexuellen Liberalisierung kam auch Bewegung in die Debatten über die Abschaffung des Paragraphen 175 StGB. 1969 hob die Koalition zwischen CDU/CSU und SPD nicht nur den Straftatbestand des Ehebruchs auf (Herzog 2005, 272), sondern beschloss auch das Ende strafrechtlicher Verfolgungen freiwilliger sexueller Akte zwischen volljährigen Männern, während Kontakte in Abhängigkeitsverhältnissen und Prostitution weiterhin verboten blieben. Die Volljährigkeit war zu dieser Zeit ab dem 21. Geburtstag gegeben (Sigusch 2008, 408). Die Entkriminalisierung der Homosexualität bedingte neben der Eröffnung zahlreicher Homosexuellenbars auch die Entstehung von Publikationen für diese Gruppe und bildete gleichzeitig den Auftakt für die Gründung der erster Schwulenbewegungen. Einen wichtigen Impuls lieferte auch der Film „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation in der er lebt“. Dieser wurde 1971 „von dem Filmemacher Holger Mischwitzky (besser bekannt unter seinem Künstlernamen Rosa von Praunheim) unter Mitwirkung des Soziologen und Sexualforschers Martin Dannecker gedreht“ (Herzog 2005, 272). Der Film rief Homosexuelle dazu auf, für ihre Rechte zu demonstrieren und kritisierte gleichzeitig die herrschende Strategie in der homosexuellen Szene, die eigene Sexualität heimlich zu leben. 1972 fand die erste Demonstration homosexueller Männer in Münster statt und schon bald darauf hatte sich eine bundesweite Homosexuellenbewegung formiert. 1973 unterzog eine Koalition der SPD mit der FDP den Paragraphen 175 StGB einer weiteren Reform und reduzierte den Strafbestand auf Beziehungen mit Minderjährigen. Da das Schutzalter für homosexuelle Kontakte bei 18, jenes für heterosexuelle Kontakte jedoch bei 14 Jahren lag, blieben nach wie vor Ungleichheiten bestehen. Bestrebungen zu Beginn der 1980er Jahre, den Homosexuellen-Paragraphen zu

streichen, blieben jedoch erfolglos. Eine entsprechende Tilgung erfolgte erst im Zuge der Wiedervereinigung und der daraus resultierenden Rechtsangleichung (Sigusch 2008, 409). Da die DDR die Ahndung homosexueller Akte schon 1988 beendet hatte (Haunss 2004, 201), einigte man sich am 11. Juni 1994 auf die bundesweite strafrechtliche Gleichstellung homosexueller und heterosexueller Handlungen von Männern (Sigusch 2008, 409).

In der Phase der sexuellen Liberalisierung begann sich die Sexualität nicht nur im Verhalten der Menschen, sondern auch in deren Vorstellungen und den gesetzlichen Rahmenbedingungen von der Institution Ehe zu lösen. „Die Studentenbewegung begriff die Sexualität als Mittel politischer Befreiung mit der Vorstellung, eine „freie“ Sexualität würde den gesellschaftlichen Fortschritt vorantreiben“ (Clement 1986, 2) und trug mit ihren Ideen maßgeblich zur gesellschaftlichen Meinungsbildung bei. Allerdings wurden die revolutionären Vorstellungen der Studierenden und Schülerinnen/Schüler von den Medien und der Werbung vereinnahmt, um sexualmoralische Vorstellungen zu verändern, die sich für deren Ziele als hinderlich herausgestellt hatten (Clement 1986, 2). Im Vergleich zu den 1970er Jahren brachten die folgenden Jahrzehnte, auf die das nächste Kapitel näher eingeht, nur wenige Veränderungen im Sexualleben der deutschen Bevölkerung mit sich (Eder 2000, 61-62).

2.3.3 Sexualität ab 1980

Die wohl gravierendsten Veränderungen dieser Phase gingen mit jener Krankheit einher, die man 1981 in Kalifornien erstmals identifizierte und die ein Jahr später den Namen AIDS (Acquired Immune Deficiency Syndrome) erhielt (Eckart 2009, 266-267). Sie ließ Sexualität erneut zu einem politischen Thema werden und führte den Menschen deutlich vor Augen, dass Sexualität nach wie vor ein gewisses Risiko in sich birgt (Dür 2000, 279). Galt AIDS zunächst als Erkrankung, die vor allem homosexuelle Personen betrifft, war bald klar, dass sich auch heterosexuelle Personen damit infizieren können (Eckart 2009, 267). Die rasante Ausbreitung von AIDS führte vor allem in den USA zu einer stärkeren Verschränkung zwischen Politik und Sexualwissenschaft, da Forscherinnen/Forscher dieser Disziplin ebenso wie fachliche Laien den Auftrag und die entsprechenden Mittel erhielten, um die neue Krankheit zu bekämpfen (Ericksen/Steffen 1999, 176-182).

Gunter Schmidt (2011, 10) betrachtet die Zeit ab 1980 aus einer anderen Perspektive. Er macht neben dem liberalen Diskurs der sogenannten sexuellen Revolution noch eine zweite gesellschaftliche Debatte aus, die die gegenwärtigen sexuellen Verhältnisse in den westlichen Industriegesellschaften maßgeblich prägte und die in den 1980er Jahren einsetzte. Er be-

zeichnet diese als Selbstbestimmungsdiskurs, „der den freien 'deregulierten' Liebesmarkt, der durch die Liberalisierung entstanden war, zivilisierte“ (Schmidt 2011, 10). Der Selbstbestimmungsdiskurs erhielt wichtige Impulse aus der Frauenbewegung, die Themen wie Pornografie, sexuelle Gewalt oder Sexismus aufgriff und öffentlich verhandelte. Durch derartige Auseinandersetzungen kam es zu einer Einschränkung männlicher Definitionen und Dominanz im Feld der Sexualität sowie einer zunehmenden Gleichverteilung von sexuellen Rechten und Möglichkeiten zwischen den Geschlechtern. Gleichzeitig entstand ein neuer Sexualkodex, der Sexualität zu einem Gegenstand kommunikativer, rationaler Verhandlungen erklärte. Diese neue Ethik der Sexualität, welche die Literatur als Verhandlungs- oder Konsensmoral bezeichnet, unterzieht, anders als alte Moralvorstellungen, nicht sexuelle Handlungen bzw. Praktiken einer Bewertung, sondern legt den Fokus auf die Interaktion sowie das Zustandekommen sexueller Begegnungen. Dabei ist es unerheblich, welche Variante von Sexualität gelebt wird, solange ein Aushandlungsprozess stattfindet, denn nicht äußere Autoritäten, wie der Staat oder die Religion, „bestimmen das Richtig oder Falsch, sondern die Akteure“ (Schmidt 2011, 12). Heterosexualität entwickelt sich dadurch zu einem von vielen Lebensstilen, während andere Formen des Sexuellen zunehmend gesellschaftliche Anerkennung erfahren und ihre Stigmatisierung als „Perversion“ verlieren. Lediglich Praktiken, die dem Anspruch der Verhandlungsmoral nicht entsprechen, da, wie bei der Pädophilie, ein Ungleichgewicht zwischen den Beteiligten herrscht, verlieren diese Zuschreibung nicht und ziehen nunmehr härtere Konsequenzen nach sich (Schmidt 2011, 12-13).

Die dargestellte neue Verhandlungsmoral beeinflusst auch die partnerschaftlichen Beziehungen der Gegenwart. Bereits in der Phase der sexuellen Liberalisierung begann die Ehe an Bedeutung zu verlieren. Seit dieser Zeit ging die Zahl der Eheschließungen in Deutschland ebenso wie in den anderen Mitgliedsländern der EU, den USA und Kanada stark zurück, während gleichzeitig das durchschnittliche Alter bei der ersten Heirat anstieg. Dies bedeutet jedoch nicht, dass eine „Vereinzelung der Gesellschaft“ (Schmidt 2011, 24) stattfindet. Vielmehr spielt sich das Beziehungsleben seit den 1960er Jahren zunehmend außerhalb der Ehe und in neuen Formen der Partnerschaft ab. Dabei gilt wiederum das Prinzip der Verhandlung, denn „ein Paar ist dort, wo zwei Menschen sagen, dass sie eines sind, unabhängig vom Familienstand und vom Geschlecht“ (Schmidt 2011, 27). Da Beziehungen bereits ab dem 19. Jahrhundert nach und nach auch ihre Funktion als Produktions- und Versorgungsinstanz verloren (Schmidt 2011, 27), entwickelten sie sich zu „reinen Beziehungen“, die nur um ihrer selbst willen eingegangen werden (Giddens 1993, 69). Durch den Verlust der früheren wechselseitigen Abhängigkeit zwischen Frau und Mann verloren Partnerschaften im 20. Jahrhundert an Stabilität und erhielten immer häufiger episodischen Charakter. Dies bedeutet, dass serielle

Beziehungen auf serielle Singlephasen folgen und umgekehrt. Monogamie gilt für diese neuen Verbindungen nicht als Voraussetzung, da auch Treue zum Gegenstand von Verhandlungen geworden ist. Dennoch entscheiden sich viele Individuen für eine seriell monogame Lebensweise, wobei Treue dabei nicht mit einer Institution wie der Ehe oder einer bestimmten Person verknüpft ist, sondern mit den Gefühlen gegenüber jener Person, denn „Treueforderungen und -verpflichtungen gelten nur, so lange die Beziehung als intakt und emotional befriedigend erlebt wird“ (Schmidt 2011, 31). Aufgrund dieser Voraussetzungen und des Umstandes, dass Singles vergleichsweise wenige sexuelle Kontakte unterhalten, findet Sexualität nach wie vor in festen Partnerschaften statt, die jedoch nicht mehr der Legitimation durch Heirat bedürfen (Schmidt 2011, 32-35).

Während Schmidt (2011) also eine zunehmende Liberalisierung der Sexualität skizziert, zeigt Habermehl (1993, 7-8) andere Entwicklungen auf. Seiner Ansicht nach setzte in Deutschland spätestens ab den 1990er Jahren eine Phase der „sexuellen Restauration“ (1993, 7) ein. Zwar bedingte die Wiedervereinigung eine verstärkte Liberalisierung in sexuellen Fragen, diese blieb jedoch hauptsächlich auf Ostdeutschland beschränkt. Zudem rief diese neue Phase der Liberalisierung vehemente Gegenreaktionen hervor. Besonders den christlichen Kirchen gelang es trotz sinkender Mitgliederzahlen, den von ihnen vertretenen Werten in Debatten zu Sexualität Gewicht zu verleihen. So sei es laut Habermehl den Kirchen gelungen, „die Auseinandersetzung über das Für und Wider der Abtreibung zu einem Streit über den Schutz des menschlichen Lebens umzudefinieren“ (1993, 7). Auch die Schwächung der Homosexuellen-Initiativen durch die Verbreitung von AIDS und damit verbundene Zuschreibungen trugen zur sexuellen Restauration bei, wenngleich die Frauenbewegung bei diesem Prozess die entscheidendste Rolle spielte. Ihre Anhängerinnen/Anhänger avancierten zu Gegnerinnen/Gegnern einer freizügigen Sexualmoral und traten verstärkt gegen Pornografie auf. Diese Entwicklungen führten ab den 1990er Jahren wieder zu einer verstärkt familienorientierten Politik, die finanzielle Zuwendungen stark an das Modell der bürgerlichen Kernfamilie koppelte (Habermehl 1993, 8-9).

Das Sexualverhalten der jugendlichen Deutschen scheint Habermehls These zu bestätigen. Diese sehnen sich verstärkt nach festen Beziehungen und romantischer Liebe, leben in sequenziellen Monogamien und „erleben heute ihr sexuelles Verlangen offensichtlich weniger dranghaft“ (Eder 2009, 236) als ihre Vorgängergenerationen. Diese Trends werden häufig auf die Gefahren von AIDS zurückgeführt, ein Schluss, der laut Franz X. Eder (2000, 62) zu kurz greift. Vielmehr dürfte es sich dabei um ein Auflehn gegen die Kommerzialisierung des Sexuellen bzw. um eine Reaktion auf die zunehmende Komplexität, die die Verhandlungsmoral mit sich bringt, handeln (Eder 2000, 62).

Ob die von Habermehl (1993, 7) diagnostizierte sexuelle Restauration tatsächlich eingetreten ist und inwiefern sich diese auf die sexuelle Praxis auswirken würde, lässt sich aus heutiger Sicht noch nicht beantworten.

2.4 Sexualwissenschaft

2.4.1 Geschichte der Sexualwissenschaft

Abhandlungen zur Sexualwissenschaft beginnen häufig mit dem Verweis auf deren Begründer, wobei manche Werke hier Paolo Mantegazza, Richard von Krafft-Ebbing oder Iwan Bloch nennen, andere gar auf Platons Geschlechtermythologie verweisen. Sigusch (2008, 11-13) argumentiert hingegen, dass eine Wissenschaftsdisziplin nie auf eine Einzelperson, sondern vielmehr auf strukturelle und gesellschaftliche Voraussetzungen zurückzuführen ist, die die Entstehung eines neuen Fachgebiets ermöglichen. Im Falle der Sexualwissenschaft, der *Scientia sexualis*, sind dies die Subjektivierung des Menschen, die Etablierung der Wissenschaften und deren Sicht auf das Liebesleben der Menschen, die die religiöse Betrachtungsweise ablösten sowie die Abgrenzung der Sexualität von anderen Lebensbereichen. Sigusch (2008, 15) wie auch Kronfeld (1926, 740-741) sehen die Wurzeln der Sexualwissenschaft im Fachbereich der Psychiatrie, die sich ab 1850 verstärkt mit psychosexuellen Störungen beschäftigte. Durch ihre Hinwendung zum Thema Sexualität löste die Medizin die Kirche als moralische Instanz in diesem Bereich ab. Die Bewertung sowie die Legitimation von sexuellen Handlungen wurde zunehmend anhand physischer bzw. psychischer Kriterien vorgenommen, während religiöse Maßstäbe in den Hintergrund rückten. Jeffrey Weeks (2000, 167) bezeichnet diesen Prozess daher als „secularization of sex“.

Den medizinisch-pathologisch geprägten Diskussionen zu diesem Thema fehlte es laut Kronfeld (1926, 741) an der nötigen Tiefe, da zentrale Fragen, wie jene zur Konstitution der Sexualität, unbeantwortet blieben und kulturelle, historische und biologische Faktoren des Sexuellen keine Berücksichtigung fanden. Die Hinwendung zu sozialen Aspekten der Sexualität, wie Geburtenregelung, Aufklärung oder die Liberalisierung des Sexualstrafrechts sowie eine zunehmend positive Wahrnehmung der sexuellen Lust waren für die erste Generation von Sexualwissenschaftlerinnen/-wissenschaftlern kennzeichnend. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann sich die Sexualwissenschaft schließlich von der Medizin und deren Fokus auf sexualpathologischen Erscheinungen zu lösen und verstärkte die biologischen sowie in weiterer Folge die kulturellen bzw. sozialen Komponenten des Sexuellen zu untersuchen (Kronfeld 1926, 742). Doch dieser Trennungsprozess, der maßgeblich von den Ideen Freuds

beeinflusst wurde (Felski 1998, 1), verlief keineswegs reibungslos, da die neu entstehende Disziplin weder von der Medizin noch von anderen wissenschaftlichen Fächern Beachtung oder gar Anerkennung erfuhr. So war es beispielsweise dem britischen Sexualforscher Havelock Ellis lange Zeit nicht möglich, seine Werke einem breiten Publikum zugänglich zu machen.

Kronfeld führt die Ablehnung der Sexualwissenschaft auf die „geradezu brutale Befangenheit des traditionellen wissenschaftlichen Akademismus“ (Kronfeld 1926, 742) zurück. Doch welche Charakteristika unterschieden die neue, eigenständige Sexualwissenschaft von bestehenden Disziplinen? Bereits seit ihrer Anfangszeit gilt die Sexualwissenschaft als interdisziplinäres Forschungsfeld; sie „kennt Grenzen, wie sie andern Disziplinen gezogen sind, nicht: ihr Bereich ist das Leben schlechthin“ (Marcuse 1926, I). Ziel der Sexualwissenschaft war bzw. ist es, sich mit Fragen zur Sexualität auseinanderzusetzen, die in den verschiedensten Disziplinen und Lebensbereichen auftreten. Die einzelnen Fachgebiete der Sexualwissenschaft bedienen sich hierbei der Methoden der jeweils übergeordneten Forschungsrichtung, weshalb das verbindende Element der Sexualwissenschaft also nicht ein Kanon konkreter Methoden, sondern vielmehr die Auswahl der zu verfolgenden Fragestellungen ist. Ein Aspekt des menschlichen Lebens – die Sexualität – wird daher aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet (Kronfeld 1926, 740).

Aufgrund der breiten Ablehnung durch das bestehende wissenschaftliche Establishment begann sich das junge Forschungsfeld der Sexualwissenschaft in Einrichtungen abseits der großen Universitäten zu etablieren, wenngleich vielerorts Kontakt mit diesen bestand (Kronfeld 1926, 740). Das erste sexualwissenschaftliche Institut wurde im Juli 1919 in Berlin vom Arzt und Sexualforscher Magnus Hirschfeld, dem Nervenarzt Arthur Kronfeld und dem Hautarzt Friedrich Wertheim gegründet. Das Institut, das sich zunächst in Hirschfelds Privatbesitz befand, ehe man es 1924 einer öffentlichen und gemeinnützigen Hirschfeld Stiftung übertrug, sollte „Forschungs- Lehr-, Heil- und Zufluchtsstätte“ (Sigusch 2008, 346) in einem sein. Diesem selbst gestellten Anspruch konnte das Institut durchaus erfüllen, weshalb es rasch auch internationale Berühmtheit erlangte. Dazu trugen nicht zuletzt die Gutachtertätigkeit vieler Mitarbeiter des Instituts bei zum Teil spektakulären Gerichtsprozessen und die Frageabende bei, die anfangs monatlich, später 14-tägig stattfanden. Bei diesen Veranstaltungen zur Aufklärung beantworteten die Angehörigen des Instituts Fragen, die Ratsuchende zuvor anonym in einen Briefkasten geworfen hatten. Hirschfeld hatte sich zum Ziel gesetzt, mithilfe von Wissenschaft einen rechtlichen Wandel und Gerechtigkeit in der Sexualität herbeizuführen, weshalb er mit seinen Kolleginnen/Kollegen u.a. für ein liberaleres Ehescheidungs- und Sexualstrafrecht sowie gegen die bürgerliche Doppelmoral kämpfte. Aufgrund seiner Einstellungen, seiner sozial-

demokratischen Gesinnung und seiner jüdischen Herkunft sah sich Hirschfeld ab dem Ende der 1920er Jahre immer häufiger mit Angriffen gegen seine Person sowie seine Tätigkeit konfrontiert, weshalb er 1930 eine Weltreise antrat, von der nicht mehr nach Deutschland zurückkehrte. Bereits wenige Monate nach der Machtergreifung plünderten Nationalsozialisten im Mai 1933 das Institut für Sexualforschung, bemächtigten sich der Bücher sowie der Zeitschriften der umfangreichen Bibliothek des Hauses und vernichteten sie bei der Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 auf dem Opernplatz. Am 14. Juni desselben Jahres wurde das Institut endgültig geschlossen (Sigusch 2008, 345-364).

Neben Hirschfelds sozialdemokratisch-reformistisch geprägtem Ansatz entwickelten sich innerhalb der Sexualwissenschaft zahlreiche andere „Schulen“, wie der antisemitisch ausgerichtete Kreis um Hans Blüher, eine deutschnational orientierte Gruppierung, zu deren bekanntesten Vertretern Albert Moll zählt sowie die revolutionäre Sozialistische Gesellschaft für Sexualberatung und Sexualforschung, der auch Wilhelm Reich angehörte (Haeberle 1983, VI).

Die Zerstörung des Berliner Instituts für Sexualwissenschaft stellte den Auftakt der Vernichtung des Faches durch die Nationalsozialisten dar, „soweit dessen Vertreter und Vertreterinnen für Aufklärung und Emanzipation im empathischen Sinne standen“ (Sigusch 2008, 371). Zwar betrieb man auch in der Zeit zwischen 1933 und 1945 sexualwissenschaftliche Forschung, die allerdings nicht als solche in Erscheinung trat, da das Fach im Nationalsozialismus als „jüdisch“ und somit wertlos galt. Zudem waren die neuen Machthaber bestrebt, Wissenschaft und Forschung ideologisch gleichzuschalten, weshalb alle Einrichtungen, die sich diesem Ansinnen entzogen oder sich nicht für die Ziele des Nationalsozialismus instrumentalisieren ließen, ihre Tätigkeiten beenden mussten. Der jungen Disziplin der Sexualwissenschaft wurde durch dieses Vorgehen sowie die Vertreibung und Ermordung führender Vertreterinnen/Vertreter ein schwerer Schlag versetzt, von dem sie sich, wie Sigusch (2008, 375) feststellt, nie erholen konnte. So erfuhr etwa die Weltliga für Sexualreform keine Neugründung, die 1932 eingestellte Zeitschrift für Sexualwissenschaft erhielt erst 1988 mit der Zeitschrift für Sexualforschung eine entsprechende Nachfolgerin.

Während Deutschland in den Anfängen ein internationales Zentrum der Sexuologie darstellte, wuchs nach dem 2. Weltkrieg der Einfluss der USA auf diesem Gebiet. Erst in den 1980er Jahren begann man in Deutschland, die Ideen und Konzepte der Pionierinnen/Pioniere der Sexualwissenschaft wieder aufzugreifen (Sigusch 2008, 375), allerdings ohne diese einer notwendigen kritischen Betrachtung und Reflexion zu unterziehen (Sigusch 1985). Einen maßgeblichen Beitrag zur Wiederbelebung der Sexualwissenschaft im Deutschland der Nach-

kriegszeit leistete der Frankfurter Arzt und Philologe Hans Giese. Dieser eröffnete 1949 in seiner Privatwohnung in Kronberg im Taunus ein Institut für Sexualforschung, das er allerdings nach Protesten aus der Nachbarschaft noch im selben Jahr in die Wohnung seiner Eltern in Frankfurt verlegen musste. Gieses Institut trat öffentlich erstmals mit einer Eingabe an die neue Gesetzgebung auf, die die Bestrafung homosexueller Erwachsener infrage stellte. Ebenfalls 1949 erfolgte die Neugründung des Wissenschaftlich-humanitären Komitees (WhK) (Sigusch 2008, 391-392), einer Organisation homosexueller Männer, die 1897 u.a. von Magnus Hirschfeld ins Leben gerufen und 1933 aufgelöst worden war (Sigusch 2008, 81-82). Ein Jahr später fand auf Anregung Gieses in Frankfurt am Main die erste sexualwissenschaftliche Tagung Deutschlands nach 1945 statt, in deren Rahmen sich die Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung formierte, welcher der Hamburger Psychiater Hans Bürger-Prinz als Präsident vorstand. Bis heute zählt die DGfS zu den bedeutendsten Fachgesellschaften der Disziplin (Sigusch 2008, 393).

In der Phase der sexuellen Liberalisierung geriet auch die Sexualwissenschaft in die Kritik. So merkte beispielsweise der Soziologe und Bundesvorsitzende des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) Reimut Reiche auf der Tagung der DGfS 1969 an, dass sich diese ebenso wie die gesamte deutsche Sexualforschung bisher fast ausschließlich auf die Sexualpathologie und die Familie konzentriert hätte. Zudem bezeichnete er die angewandten Untersuchungsmethoden aus soziologischer Sicht als primitiv. Zwar setzte nach Ansicht von Reiche (1970, 5-6) ab der Mitte der 1960er Jahre ein Prozess der Öffnung ein, allerdings drohe damit der Sexualwissenschaft das gleiche Schicksal wie allen Naturwissenschaften in kapitalistischen Gesellschaften – die Ausbeutung durch große Wirtschaftskonzerne: „Die Konsum-Industrie und die Massenmedien übernehmen ihrerseits das Geschäft, die Ideologie die Moral“ (Reiche 1970, 5-6) und geben dadurch die neuen Leistungsnormen vor. Angesichts dieser Entwicklungen und einer Vielzahl von sexualpolitischen Aufgaben, die auf die Gesellschaft und somit auch auf die Sexualforschung zukommen würden, plädierte Reiche für eine „Einheit von wissenschaftlicher Forschung und politischer Befreiungspraxis“ (Reiche 1970, 6). Aber nicht nur er zeigte sich mit der Arbeit der DGfS unzufrieden, auch aus feministischer Perspektive gab es in der von Männern dominierten Disziplin akuten Handlungsbedarf, weshalb der sogenannte Weiberrat die Tagung der DGfS besetzte. Diese öffentlichkeitswirksame Unmutsäußerung zeigte jedoch kaum Wirkung und es vergingen noch einige Jahre, „bis sich die akkreditierte Sexualwissenschaft mit dem Befreiungskampf des inzwischen organisierten Feminismus auseinandersetzte“ (Sigusch 2008, 408). Doch gerade das Engagement der Frauen- und Homosexuellenbewegungen trug weltweit zu einer Wiederentdeckung der Sexualwissenschaft in den 1960er und

1970er Jahren bei, da diese neue Perspektiven einnahmen und eine verstärkte Auseinandersetzung mit Themen wie Transsexualität oder Intersektionalität forderten (Felski 1998, 4-7).

Wie Hirschfeld, Kronfeld und Wertheim waren auch die anderen frühen Sexualforscherinnen/-forscher mit wenigen Ausnahmen außerhalb der Universitäten beschäftigt und besaßen aufgrund fehlender Habilitationen kein Recht, an diesen Vorlesungen zu halten. Aber auch jene Sexualforscher mit *Venia legendi* erhielten nur in Ausnahmefällen die Genehmigung, das Thema Sexualität in ihren Vorträgen zu behandeln. Das weltweit erste Universitätsinstitut für Sexualforschung sollte zu Beginn der 1920er Jahre an der Karls-Universität zu Prag entstehen, allerdings vergingen bis zur tatsächlichen Gründung noch mehrere Jahre. In Deutschland entstand das erste universitäre Institut erst durch die Übernahme des von Hans Giese 1949 gegründeten Instituts für Sexualforschung durch die Universität Hamburg im Jahr 1972, die es der Psychiatrischen Klinik als Abteilung zuwies. Als eigenes Fach, das keiner Zuordnung zu einer anderen Disziplin unterlag, wurde die Sexualwissenschaft erstmals 1972 bei der Habilitation von Volkmar Sigusch anerkannt (Sigusch 2008, 119).

Ebenfalls zu Beginn der 1970er Jahre entstand in Frankfurt am Main eine eigenständige Abteilung für Sexualwissenschaft, die auch eine Professur erhielt, und die man 1996 zum Institut erhob (Sigusch 2008, 119). Angesichts der nahenden Pensionierung Siguschs, der die Abteilung für Sexualwissenschaft seit ihrer Gründung 1973 geleitet hatte, begann eine Debatte um deren Fortbestand. Obgleich sich das Direktorium des zuständigen Zentrums für Gesundheitswissenschaften für den Erhalt des Instituts für Sexualwissenschaft aussprach, schien der Dekan des Fachbereichs Medizin für dessen Schließung einzutreten. Sigusch und seine Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter formulierten daher einen Aufruf zu Unterstützung des IfS, den 4.000 Personen unterzeichneten. Zahlreiche Fachleute und -gesellschaften reichten zudem Protest bei verantwortlichen Stellen ein, um eine Auflösung des Instituts zu verhindern, und auch die Medien traten für dessen Erhalt ein. Der Widerstand blieb wirkungslos und im Oktober 2006 verlor das IfS den Status einer eigenständigen Einrichtung, weshalb auch die „selbstverständliche Kooperation mit den Gesellschaftswissenschaften“ (Sigusch 2007, 240) endete. Die sexualmedizinische Ambulanz sowie die Fachbibliothek gliederte man dem Zentrum für Psychiatrie an. Beide Institutionen wurden mittlerweile geschlossen und auch die geplante Einführung einer Professur für Sexualmedizin am Zentrum für Psychiatrie blieb bislang aus (DGfS nd).

Die bisherigen Ausführungen lassen vermuten, dass es sich bei der Sexualforschung um eine ausschließlich männlich geprägte Wissenschaft handelt, allerdings trägt auch sie weibliche

Züge, wenngleich Frauen wie in den meisten Disziplinen deutlich unterrepräsentiert waren und nach wie vor sind. Ein zentrales Anliegen „früher“ Sexualwissenschaftlerinnen, wie Alice Rühle-Gerstel, Ruth Künkel oder Sofie Lazarsfeld, war die Forderung nach Gleichberechtigung in heterosexuellen Partnerschaften. Dabei beriefen sie sich meist auf eine sozialistische Sexualmoral und prägten u.a. den Begriff der sexuellen Kameradschaft, der auf das „Egalitäre des Geschlechterverhältnisses, gerade auch in der Sexualität“ (Böhnisch 2005, 60) verweisen sollte. Die Forderungen der feministischen Sexualwissenschaft ergänzten im Wesentlichen jene der ersten Frauenbewegung, was ihnen besonderen Nachdruck und ein Stück weit auch gesellschaftliche Akzeptanz verlieh. Doch die ersten feministischen Sexualwissenschaftlerinnen wollten nicht nur die Selbstbestimmung von Frauen auf allen Ebenen erreichen, sondern stellten auch die patriarchalische Konzeption von Sexualität infrage, die sie empirisch widerlegten (Böhnisch 2005, 60-64). Die nationalsozialistische Machtübernahme setzte auch der feministischen Sexualwissenschaft ein Ende und ließ diese offenbar in Vergessenheit geraten. Wie sonst könnte der Umstand erklärt werden, dass in Siguschs Gesamtwerk zur Sexualitätsgeschichte weder Sofie Lazarsfeld, noch Alice Rühle-Gerstel und Ruth Künkel namentlich Erwähnung finden?

Nach der Ansicht von Schmidt (Schmidt/Briken 2010, 157) geht die Erfindung der Sexualwissenschaft auf das aufgeklärte Bürgertum zurück, das sich sämtlicher Verbote und Vorschriften der Obrigkeit entledigen wollte, weshalb die Sexualwissenschaft von Beginn an auch als sozialreformerisches Projekt konzipiert war. Ab den 1960er Jahren ging die sexualpolitische Bedeutung der Forschungsdisziplin jedoch verloren, da neue gesellschaftliche Bewegungen, die ihren Ursprung nicht in der Sexualwissenschaften hatten, deren Position einnahmen. Die Sexualforscherinnen/-forscher mussten sich daher anderen Aufgabenbereichen zuwenden – sie „lieferten hier und da noch einige wissenschaftliche Befunde oder theoretische Überlegungen zur Unterstützung, vor allem aber sortierten sie unter dem Einfluss dieser Bewegungen ihre Gedanken neu“ (Schmidt/Briken 2010, 157). Zu den „neuen“ Tätigkeitsfeldern zählte u.a. die sozialwissenschaftlich-empirische Sexualforschung, der sich die jungen Sexualwissenschaftlerinnen/-wissenschaftler nun verstärkt zuwandten, wie der folgende Abschnitt zeigt.

2.4.2 Sozialwissenschaftlich-empirische Sexualforschung

Das Feld der Sexualforschung blieb von seiner Etablierung am Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts beinahe ausschließlich der Medizin vorbehalten. Der Fokus der Sexualwissenschaft lag daher lange auf den medizinisch-psychiatrischen Facetten mensch-

licher Sexualität und auf von der konstatierten Norm abweichenden Phänomenen. Sozialwissenschaftliche Fragen waren zwar ständig implizit, blieben jedoch meist ausgeklammert. Untersuchungen sozialwissenschaftlicher Prägung zum Thema Sexualität wurden nur selten durchgeführt, zumal die empirischen Werkzeuge einschlägiger Disziplinen zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch in der Entwicklung begriffen waren. Angesichts dieser Umstände verwundert das Interesse kaum, das der Kinsey-Report erfuhr. Dieser bot erstmals die Möglichkeit, „die eigene Sexualität mit dem Durchschnitt zu vergleichen“ (Clement 1986, 2). Scheinbare Tabubrüche im eigenen sexuellen Verhalten erwiesen sich als statistisch häufige Phänomene und erhielten dadurch normstiftenden Charakter. Clement (1986, 2-3) sieht genau in diesem Aspekt der empirischen Sexualforschung deren zentrale Funktion, denn sie zeigt extremes ebenso wie durchschnittliches Sexualverhalten auf, wobei letzteres nicht zwangsläufig gängigen Moralvorstellungen entsprechen muss.

Julia Ericksen und Sally Steffen (1999, 6-8) weisen aber darauf hin, dass die Ergebnisse empirischer Erhebungen, insbesondere jene im Bereich der Sexualwissenschaft, durch die Vorstellungen der Studienautorinnen/-autoren eine maßgebliche Prägung erfahren. So zeige beispielsweise eine genaue Betrachtung älterer Surveys deutlich, dass sowohl die Fragestellungen als auch die Interpretation der Ergebnisse die Präferenz der Forscherinnen/Forscher für heterosexuelle Beziehungen und die Familie widerspiegeln. Dadurch trugen derartige Studien entscheidend zur Fortdauer des Bildes von Sexualität als Ereignis zwischen (verheirateten) Männern und Frauen sowie traditioneller Geschlechterrollen bei. Zudem dienten sexualwissenschaftliche Studien dazu, der Leserschaft zu zeigen, welche sexuellen Praktiken akzeptabel und nachahmenswert gelten, weil sie der repräsentative „Durchschnitt“ anwendet und welche zu unterlassen sind. Gerade die Repräsentativität der Stichproben zählte bis in die 1980er Jahre zu den größten Problemen der empirischen Sexualforschung. Obwohl das Verfahren der zufälligen Stichprobenziehung bereits in den 1930er Jahren entwickelt worden war, standen viele Sexualwissenschaftlerinnen/-wissenschaftler diesem skeptisch gegenüber. Auch Kinsey vertrat die Ansicht, dass die zufällige Auswahl der Studienteilnehmerinnen/-teilnehmer für Umfragen in der Sexualforschung nicht geeignet sei, da sie eine große Zahl von Interviewausfällen produzieren würde. Daher zog er es vor, die Befragten selbst auszuwählen und viele Forscherinnen/Forscher folgten seinem Beispiel. Da Kinsey mit seinen Untersuchungen alle Formen des Sexuellen erfassen wollte, wählte er verstärkt Personen aus, die nicht den herrschenden Moralvorstellungen entsprachen, weshalb weniger verbreitete Sexualpraktiken in seinen Reports leicht überrepräsentiert sind (Ericksen/Steffen 1999, 6-8).

Dennoch oder gerade deswegen fanden Kinseys Forschungsarbeiten weltweit enormen

Widerhall, von dem die westdeutsche Sexualforschung allerdings weitgehend unbeeindruckt blieb. Ihre Vertreterinnen/Vertreter sahen die sexualwissenschaftlichen Forschungsmethoden durch die Arbeiten Hirschfelds als vollständig an (Sigusch 2008, 430). Mit dem Auftreten einer neuen Generation von Sexualwissenschaftlerinnen/-wissenschaftlern begann Mitte der 1960er Jahre die „Wende zur Empirie“ (Dannecker 2001, 166), die auch den Beginn der liberalen Sexualwissenschaft einläutete. Dieser Wandel vollzog sich in einem Zeitraum von ca. zehn Jahren, in dem zahlreiche empirische Forschungsprojekte umgesetzt wurden, um aussagekräftige Ergebnisse zu gewinnen, die zudem wissenschaftlichen Standards genügten. Da empirische Daten jedoch nach Ansicht von Sigusch „roh“ und „unbeseelt“ (2008, 432) sind, bedurfte und bedarf es noch heute Interpretationen, die nicht den gängigen Konventionen entsprechen und die neue Perspektiven und Begriffe einbringen. Dies kann nur geschehen, wenn eine Verknüpfung von empirischer und theoretischer Sexualforschung stattfindet (Sigusch 2008, 432-433).

Seit der Anfangszeit der Sexualwissenschaft hat sich die Anzahl jener Studien vervielfacht, die Fragen zum Sexualverhalten beinhalten – bereits im Jahr 1999 waren es mehr als 750. In diesem Zeitraum durchliefen auch die Methoden im Bereich der Sozialforschung einen gravierenden Wandlungsprozess und wurden häufig Gegenstand hitziger Diskussionen. Derartige Diskurse blieben in der Sexualwissenschaft jedoch meist aus. Aufgrund des heftigen Gegenwindes, den die Disziplin ob ihres Forschungsgegenstandes bis heute aus konservativen Kreisen verspürt, verharmloste man die methodischen und theoretischen Herausforderung der Sexualforschung, um sich nicht zusätzlich auch auf diesem Gebiet angreifbar zu machen. Daher scheuten sich Sexualwissenschaftlerinnen/-wissenschaftler, ihre Erfahrungen mit Kolleginnen/Kollegen zu teilen, was den Austausch von Wissen zusätzlich hemmte (Ericksen/Steffen 1999, VIII). In den letzten zehn Jahren dürfte diesbezüglich eine Trendwende begonnen haben; so sprechen sich beispielsweise Diana Richter et al. (2012, 119-120) dafür aus, eine Vereinheitlichung sexualwissenschaftlicher Methoden anzustreben.

Die Vielzahl empirischer Studien brachte zum Teil konträre Ergebnisse zum Thema Sexualität hervor. Viele Wissenschaftlerinnen/Wissenschaftler gehen allerdings davon aus, dass diese Widersprüche mit umfangreicheren Erhebungen aus der Welt geschafft werden können. Dennoch bleibt die These, dass größere Stichproben mit geringerem Bias mehr „Wahrheit“ erzeugen sollen, umstritten (Ericksen/Steffen 1999, 2). Angesichts dieser Herausforderungen drängt sich die Frage auf, welche Ergebnisse sich mit Umfragen zu sexuellem Verhalten wirklich erzielen lassen? Immerhin ist das Sexualverhalten „a volatile and sensitive topic, and surveys designed to reveal it have both great power and great limits“ (Ericksen/Steffen 1999, 2).

Bei der Betrachtung sexualwissenschaftlicher Daten gilt es daher stets zu beachten, dass die Antworten einerseits ein Stück weit durch die Autorinnen/Autoren der Studie geprägt sind, da es sich beim Anspruch der vollständigen Objektivität um ein unerreichbares Ideal der quantitativen Sozialforschung handelt, andererseits von Geschichte und Kultur beeinflusst wurden. Denn wie bei allen empirischen Studien handelt es sich bei den Ergebnissen, die Umfragen zur Sexualität produzieren, keineswegs um Fakten, die ahistorische Wahrheiten abbilden, sondern um von Zeit und Raum bedingte Ereignisse, die einer eingehenden Interpretation bedürfen. Empirisch-sozialwissenschaftliche Surveys geben daher Auskunft über die Vorstellungen, die sexuelle Verhaltensweisen formten, die Beweggründe der Wissenschaftlerinnen/Wissenschaftler, solche Studien durchzuführen sowie über die Veränderungen der Annahmen über Sexualität (Ericksen/Steffen 1999, 10-13).

Clement bezeichnet die empirische Sexualforschung als „widersprüchliches Unternehmen“ (1986, 1), da die Untersuchung von Sexualität, einem zentralen, die Phantasie anregenden, affektbesetzten Aspekt menschlichen Lebens, zu „in hohem Maße affektlosen, phantasietötenden und peripheren Ergebnissen“ (Clement 1986, 1) führt. Während sich der öffentliche Diskurs über Sexualität und ihre Ausprägungen intensiviert hat, wuchsen innerhalb des Feldes der Sexualforschung die Zweifel an der Aussagekraft empirischer Studien, was eine Abwendung von der Erforschung sexueller Erscheinungen und eine Hinwendung zu therapeutischen bzw. medizinischen Untersuchungen bedingte (Clement 1986, 1). Wie Ericksen/Steffen (1999, 10-13) zeigen, kann die Sexualwissenschaft jedoch gerade aus historischer Perspektive interessante Informationen bieten und auch Clement (1986, 1-2) schreibt der Disziplin sowohl soziale als auch psychologische Bedeutung zu, da etwaige Veränderungen des menschlichen Sexualverhaltens nicht nur den Wandel externer Parameter, sondern zudem gesamtgesellschaftliche Entwicklungen widerspiegeln.

2.4.3 Zentrale empirische Studien

Zu den bekanntesten empirischen Studien zum Thema Sexualität zählt sicherlich jene des US-amerikanischen Sexualforschers Alfred Charles Kinsey. Dieser hatte ursprünglich Biologie studiert und sich mit seinen Studien über Gallwespen einen Namen als Insektenforscher gemacht, weshalb er 1920 am Institut für Zoologie der Indiana University in Bloomington eine Stelle als wissenschaftlicher Assistent und 1929 eine ordentliche Professur erhielt. Entsetzt über die herrschende Sexualmoral und von damaligen Standardwerken der Sexualaufklärung enttäuscht, begann sich Kinsey schließlich ab den 1930er Jahren der menschlichen Sexualität zuzuwenden. Er initiierte an der Universität von Indiana eine interdisziplinäre Vorlesungsreihe

zum Thema und führte Interviews mit seinen Studentinnen/Studenten durch. Die Erfahrungen aus diesen Gesprächen flossen in die Konzeption einer Studie zu Sexualbiografien ein. Bis zum Jahr 1963 befragten Kinsey und seine Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen rund 17.500 Personen zu ihrem Sexualleben, wobei sein Interesse dem sexuellen Verhalten, nicht aber dem individuellen Erleben galt. Die Beobachtung sexueller Subkulturen sowie filmische Aufzeichnungen sexueller Handlungen ergänzten das Datenmaterial, das es Kinsey ermöglichte, „vieles von dem vorwegzunehmen, was später die US-Amerikaner William H. Masters [...] und Virginia E. Johnson [...] scheinbar spektakulär publizierten“ (Sigusch 2008, 78).

Kinsey gilt als der erste Forscher, der die menschliche Sexualität aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive heraus untersuchte, da er das Sexualverhalten mit der sozialen Herkunft der Befragten in Bezug setzte. Zudem untersuchte er nicht die Folgen sexueller Aktivitäten, wie etwa Schwangerschaft oder Geschlechtskrankheiten, sondern war dezidiert am sexuellen Handeln selbst interessiert (Steinbacher 2011, 136-142). Die Ergebnisse von Kinseys Forschungsarbeiten wurden in den sogenannten Kinsey-Reports veröffentlicht, wobei jener über das Sexualverhalten des Mannes 1948, das „weibliche“ Pendant 1953 erschien (Sigusch 2008, 78). Die veröffentlichten Daten offenbarten eine große Diskrepanz zwischen dem Sexualverhalten der amerikanischen Bevölkerung und den herrschenden politischen bzw. religiösen Moralvorstellungen (Steinbacher 2011, 142). Diese Ergebnisse sowie die daraus resultierenden Schlüsse des Autors, der die verschiedenen gängigen sexuellen Praktiken als Teil der biologisch angelegten Vielfalt betrachtete und es ablehnte, diese als Perversion zu bezeichnen, riefen heftige Reaktionen der Öffentlichkeit, aber auch der Fachwelt hervor. Angeregt durch Kinseys Studien und seine scheinbar provokanten Thesen entstanden in Deutschland in den Jahren nach der Publikation des Kinsey-Reports zahlreiche Gegendarstellungen, wie Helmut Schelskys „Soziologie der Sexualität“ (Sigusch 2008, 397), aber auch mehrere empirische Studien, die es sich zum Ziel setzten, das Sexualleben der deutschen Bevölkerung zu untersuchen (von Friedeburg 1949, 2-5).

Ähnliches Aufsehen wie der Kinsey-Report erregte der sogenannte Hite-Report, der sich rasch zum Bestseller entwickelte. Wie Kinsey untersuchte die US-amerikanische Sexualwissenschaftlerin Shere Hite sowohl die weibliche als auch die männliche Sexualität und widmete jedem Bereich ein eigenes Buch. „The Hite Report on Female Sexuality“ erschien im Jahr 1976, „The Hite Report on Men and Male Sexuality“ 1981. Die Grundlage für ihre Ergebnisse bildete eine Fragebogenaktion mit 10.258 Teilnehmerinnen/Teilnehmern, die jedoch als nicht repräsentativ kritisiert wurde. Die Hauptaussage Hites, Frauen würden ohne Partner schneller zum Orgasmus kommen, verursachte heftige Kontroversen. Auf der einen Seite begrüßte ein

Teil der Frauenbewegung diese Aussage und nützte es als Argument gegen die Verpflichtung zum ehelichen Geschlechtsverkehr, auf der anderen Seite fühlten sich Wissenschaftler und konservative Politiker „wohl persönlich angegriffen, ging es doch um die Vormachtstellung des Mannes beim Sex und in der Ehe“ (Schäffgen 2010, 11).

Da Hite die Ansicht vertrat, Sexualität lasse sich nicht quantifizieren, setzte sie bei ihrer Befragung vor allem offene Fragen ein, um sexuelles Verhalten auch emotional begreifen zu können. Gerade in diesen persönlichen Schilderungen von Gedanken, Fantasien und Gefühlen, die der Hite-Report enthält, machen für Schäffgen (2010, 11) dessen große Stärke aus, da sie ihrer Meinung nach zu einer Enttabuisierung der Sexualität beitrugen.

Alfred C. Kinsey und Shere Hite haben mit ihren Erhebungsmethoden und Forschungsergebnissen nicht nur viel öffentliches Aufsehen erregt, sondern auch die empirische Sexualwissenschaft maßgeblich geprägt. Während Kinseys Name mit einer Zeitenwende im Umgang mit Sexualität in Verbindung gebracht wird, da es in den Diskussionen über seinen Report nicht „um die Details seiner Forschungsergebnisse“ (Steinbacher 2011, 148), sondern um das Thema Sexualität selbst ging, löste Hites Arbeit einerseits Diskussionen über die weibliche Sexualität, andererseits Debatten über methodische Aspekte der empirischen Sexualforschung aus. Viele nachfolgende Studien weltweit orientierten sich an diesen beiden Reports (Schäffgen 2010, 11).

2.4.4 Zukunft der empirisch-sozialwissenschaftlichen Sexualforschung

Gegenwärtig existiert im Feld der empirischen Sexualforschung eine große Zahl unterschiedlichster Erhebungsinstrumente, die stetig wächst. Diese kontinuierliche Entwicklung neuer Verfahren ist zwar in manchen Fällen notwendig und sinnvoll, macht es allerdings selbst Expertinnen/Experten beinahe unmöglich, den Überblick zu wahren. Zudem wird die Generalisierung der Ergebnisse auf der Basis systematischer Vergleiche sowie die Durchführung von Metaanalysen durch die teils erheblichen Unterschiede, die zwischen den einzelnen Erhebungsmethoden bestehen, stark eingeschränkt. Der Großteil der Fragebögen erhebt entweder

- 1) Einstellungen zu Sexualität, entsprechende Normen und das Wissen über Sexualität oder
- 2) das Sexualverhalten der Befragten sowie deren Erfahrung und sexuelle Orientierung bzw. Entwicklung oder
- 3) sexuelle Probleme, Funktionen und Informationen zum Sexualverhalten bestimmter Patientinnen-/Patientengruppen oder

4) Erfahrungen mit sexuellem Missbrauch oder sexueller Gewalt,

weshalb Diana Richter et al. dafür plädieren, „im Rahmen sexualwissenschaftlicher Fachgesellschaften oder multizentrischer Projekte [...] einen Vorschlag für eine Art 'Kernbatterie' an Instrumenten zu entwickeln“ (2012, 120).

Aber nicht nur im Bereich der Messinstrumente, sondern auch im Hinblick auf die Erhebungsmethoden kommen auf die empirisch-sozialwissenschaftliche Sexualforschung erhebliche Herausforderungen zu. Wie in Kapitel 3.2.6 dargestellt, wird mit Hochdruck an der Entwicklung und Optimierung neuer Verfahren gearbeitet, die sich zum Teil noch in der Testphase befinden. Hier bedarf es umfassender Studien, welche die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen der neuen Methoden für die Sammlung sensibler sexualwissenschaftlicher Daten ausloten (Gribble et al. 1999, 18-21). Wie es scheint, dürften die notwendigen Impulse auf diesem Gebiet wie so häufig von den USA sowie England ausgehen.

2.5 Thesen

Aus der bisherigen Auseinandersetzung mit relevanter Literatur und dem gewählten Quellenmaterial ergeben sich folgende Thesen:

These 1: Sexualmoral spiegelt sich in persönlicher Meinung wider

Mit dem Einsetzen der sogenannten „sexuellen Liberalisierung“ kamen ab Mitte der 1960er Jahre „die festgefügtten Konzepte von Sexualität und Familie“ (Clement 1986, 2) in Bewegung. Nicht nur im Verhalten der Menschen, sondern auch in deren Vorstellungen und den gesetzlichen Rahmenbedingungen begann sich die Sexualität von der Institution Ehe zu lösen. Auch die Einführung der Pille beeinflusste das sexuelle Handeln maßgeblich, da sie die ständige Gefahr einer möglichen Schwangerschaft bannte (Herzog 2005, 173). Aufgrund der Initiativen gesellschaftlicher Bewegungen sah sich die Politik gezwungen, auf die veränderten Bedingungen zu reagieren, und es erfolgte die Lockerung bzw. Abschaffung einschlägiger Paragraphen (Sigusch 2008, 408-409). Die Phase der neuen sexuellen Freiheit mündete jedoch nach Ansicht von Habermehl in eine politische wie gesellschaftliche „sexuelle Restauration“ (1993, 7), die in Deutschland spätestens ab den 1990er Jahren einsetzte. Diese Annahmen lassen sich durch die gewählten Umfragen belegen.

These 2: Unterschied zwischen herrschender Sexualmoral und sexueller Praxis

Die Kinsey-Reports (1948/1953), welche die herrschenden Vorstellungen von Sexualität nachhaltig erschütterten, offenbarten eine Kluft zwischen der sexuellen Norm und der tatsächlich

gelebten sexuellen Praxis (Steinbacher 2011, 136-144). So schrieb Kinsey auch Frauen sexuelle Aktivität zu und zeigte mit seinen Daten zudem die weiblichen Normverstöße auf. Damit stand er den gängigen Annahmen über die soziale Rolle der Frau diametral gegenüber und machte so die geschlechtliche Doppelmoral sichtbar, weshalb seine Thesen und Ergebnisse als Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung der USA wahrgenommen wurden. Das große Interesse, das die Kinsey-Reports unter der deutschen Bevölkerung hervorriefen (Steinbacher 2011, 151-158), entsprach keineswegs den sexualpolitischen Idealen der konservativ-kirchlich geprägten Adenauer-Ära, die Sexualität als Schmutz und Schund deklarierte (de Nuys-Henkemann 1990, 112-113). Die großen Auflagenzahlen von Illustrierten, die sich dem Thema Sexualität annahmen und Tipps für das eigene Liebesleben gaben (Steinbacher 2011, 166-174) und die Ergebnisse der Dokumentation zur Studentensexualität von Hans Giese und Gunter Schmidt (1968, 392) lassen darauf schließen, dass sich auch in Deutschland die gängige Sexualmoral in den Einstellungen der Bevölkerung zur Sexualität widerspiegelte, diese die tatsächliche sexuelle Praxis jedoch nicht beeinflusste.

These 3: Veränderung der Fragestellungen

Kinsey stand „in den Augen seiner Zeitgenossen für die Moderne schlechthin“ (Steinbacher 2011, 153), da er den Umgang mit dem Thema Sexualität und in weiterer Folge auch das Sprechen darüber entscheidend veränderte (Steinbacher 2011, 155). Stellten Georg Stötzel und Martin Wengeler (1995, 597) für die 1950er Jahre in Deutschland noch einen eklatanten Mangel an erotischem Vokabular fest, fand im Zuge der sexuellen Liberalisierung auch eine „terminologische Enttabuisierung der Sexualität“ (Stötzel/Wengeler 1995, 601) statt, die sich auch in der erhöhten Bereitschaft widerspiegelt, „mit anderen über das Sexuelle zu sprechen“ (Eder 2009, 209). Diese Entwicklungen sind auch in der empirischen Sexualwissenschaft durch eine Veränderung der Fragestellungen sowie die Integration von Items zu spezifischen sexuellen Praktiken und Vorstellungen sichtbar.

These 4: Gleichberechtigung von Frauen und Männern in sexualwissenschaftlichen Studien und im Sexualverhalten

„Die Umfrage in der Intimsphäre“ des Allensbacher Instituts für Demoskopie macht deutlich, dass sich das Sexualverhalten von Frauen und Männern im Jahr 1949 erheblich unterschied. Von Friedburg ging bereits bei der Konzeption der Erhebung von diesen Differenzen aus, weshalb er Frauen zu den Themen Prostitution und Homosexualität nicht befragte, da er diese für überflüssig hielt bzw. als „zu schwierig“ (von Friedeburg 1953, 6) empfand. Anzunehmen ist, dass die zunehmende Gleichberechtigung in den letzten 60 Jahren, die sich vor allem auf das Engagement der zweiten Frauenbewegung (Herzog 2005, 273-276) sowie den von ihren Ver-

treterinnen initiierten Selbstbestimmungsdiskurs (Schmidt 2011, 10-11) zurückführen lässt, auch in Umfragen zur Sexualität Einzug gehalten und sich das Sexualverhalten von Frauen und Männern weitgehend angeglichen hat.

3. Methodisches Vorgehen

3.1 Design

Die Suche nach geeigneten Erhebungen hat gezeigt, dass die Zahl der groß angelegten wissenschaftlichen Studien zum Thema Sexualität seit den 1980er Jahren abnimmt. Vielmehr widmet sich die Forschung vermehrt spezifischen Gruppen wie Jugendlichen oder Betroffenen bestimmter Krankheiten. Zudem treten mit Playboy und Durex verstärkt große Unternehmen als Initiatoren bzw. Finanziere ins Feld der Sexualforschung ein, die internationale Massenumfragen mit mehreren tausend Befragten in Auftrag geben. Zwar werden diese meist von etablierten Forschungseinrichtungen durchgeführt, müssen jedoch häufig der „Zielgruppenorientierung“ (Stern 2008) der Auftraggeberin/des Auftraggebers entsprechen und unterliegen strengen zeitlichen Vorgaben (Stern 2008). Um das breite Spektrum von Studien zum menschlichen Sexualverhalten widerzuspiegeln, soll im Rahmen der vorliegenden Arbeit ein Vergleich von sieben Studien stattfinden, die sich mit dem Thema Sexualität beschäftigen. Dabei handelt es sich um sechs „klassische“ sexualwissenschaftliche Erhebungen:

- 1) Die Umfrage in der Intimsphäre (1949)
- 2) Das Jahrbuch der öffentlichen Meinung (1963)
- 3) RALF-Report (1978)
- 4) Studentensexualität (1981)
- 5) Sexual- und Verhütungsverhalten 16- bis 24-jähriger Jugendlicher und junger Erwachsener (1996)
- 6) Sexualleben der Deutschen (2000)

und mit dem Durex Sexual Wellbeing Survey (2006) um eine Studie, deren Auftraggeber aus der Privatwirtschaft stammt. In Tabelle 1 sind alle einbezogenen Studien und ihre wichtigsten Eckdaten dargestellt. Sie zeigt, dass die gewählten Umfragen aus den Jahren 1949 bis 2006 stammen, wobei die Publikation der Ergebnisse in allen Fällen zwei bis fünf Jahre nach der Erhebung erfolgte. Die Umfrage, die für das Jahrbuch der öffentlichen Meinung im Jahr 1958 durchgeführt wurde, weist mit 1.000 Befragten die kleinste Stichprobe auf, der Survey „Sexualleben der Deutschen“ mit 2.405 Befragten die umfangreichste. Die größten Unterschiede zwischen den einzelnen Studien lassen sich in Hinblick auf das Alter der Probandinnen/Probanden ausmachen, denn während 1981 und 1996 ausschließlich Studierende bzw. Jugendliche im Fokus standen, richteten sich die übrigen fünf Studien auch an ältere Personen.

Tabelle 1: Verwendete Studien

	Die Umfrage in der Intimsphäre	Jahrbuch der öffentl. Meinung 1958-1964	RALF-Report	Studenten- sexualität	Sexual- und Ver- hütungsverhalten	Sexualleben der Deutschen	Durex Sexual Wellbeing
Jahr der Erhebung	1949	1963	1978	1981	1996	2000	2006
Publikation	1953	1965	1980	1986	1998	2002	2007/2008
Auswahlverfahren	Quotenauswahl	Quotenauswahl	Zweistufige Zu- fallsauswahl	Zufallsauswahl	Quotenauswahl	Zufallsauswahl	Nicht eruierbar
Methode	Persönliche Be- fragung	Persönliche Be- fragung	Schriftliche Be- fragung	Schriftliche Befragung	Persönliche und schriftliche Be- fragung	Computergestützt	Online-Befragung
Stichprobengröße	1.010	1.000	2.000	1.922	1.223	2.405	1.037 ¹
Alter der Befragten	Ab 20 Jahren	20-75 Jahre	Ab 18 Jahren	20-40 Jahre	16-24 Jahre	14-92 Jahre	Ab 14 Jahren
Nach Geschlecht getrennte Frage- bögen	Ja	Ja	Nein	Nein	Ja	Nein	Nein
Items ²	Frauen: 68 Männer: 72	Frauen: 32 Männer: 33	100 bzw. 88 ³	194	216	19	Nicht eruierbar

Quellen: von Friedeburg (1953), Noelle/Neumann (1965), Eichner/Habermehl (1978), Clement (1986), Hübner (1998), Kluge/Sonnenmoser (2002), Durex (2007/2008), eigene Bearbeitung

¹ Die genannte Zahl bezieht sich auf die Befragten aus Deutschland. Weltweit wurden 26.032 Personen befragt.

² Anzahl bezieht sich auf alle Items. Aufgrund von Filterfragen waren die Fragebögen jedoch nicht für alle Personen gleich lang.

³ Anmerkung: Es wurden zwei Versionen mit zum Teil unterschiedlichen Items verwendet.

3.2 Grundbegriffe der empirischen Sozialforschung

Im Feld der empirischen Sozialforschung haben sich mit der qualitativen und der quantitativ geprägten Forschung zwei eigenständige Bereiche entwickelt. Beide Formen lassen sich bei entsprechenden Fragestellungen kombinieren, unterscheiden sich aber in zentralen Aspekten, wie dem Blick auf Objektivität oder dem Grad der Standardisierung (Flick et al. 2007, 24-25). Bei den untersuchten Studien handelt es sich ausschließlich um Forschungsprojekte, die dem quantitativen Paradigma folgen, wenngleich die Umfrage in der Intimsphäre und der RALF-Report aufgrund der vielen offenen Fragen auch Potenzial für qualitative Analysen bieten. Aus diesem Grund gehen die folgenden Abschnitte auf die wichtigsten Grundbegriffe der quantitativen Sozialforschung ein, um einerseits einen Einblick in die Konzeption einer derartigen Studie zu bieten, und um andererseits Begriffe nachvollziehbar zu machen, die in Kapitel 4 von Bedeutung sein werden.

3.2.1 Messen

Um soziale Sachverhalte beschreiben bzw. sozialwissenschaftliche Theorien überprüfen zu können, müssen Sozialwissenschaftlerinnen/-wissenschaftler Messungen durchführen (Schnell et al. 2008). Der Begriff des „Messens“ bedeutet dabei ganz allgemein „the assignment of numbers to objects or events according to rules“ (Stevens 1951, 22). Da die Art und Weise der Messung die Qualität der Daten beeinflusst (Backhaus et al. 2008, 8), gilt es, bei dem beschriebenen Zuordnungsprozess strukturkonform vorzugehen. Dies bedeutet, dass die gewonnenen numerischen Ergebnisse die Relationen der Objekte korrekt wiedergeben müssen (Diekmann 2007, 279).

3.2.2 Operationalisierung

Um Daten mittels Interviews erheben zu können, bedarf es exakter und verständlicher Fragestellungen, die eine eindeutige Beantwortung zulassen. Da die meisten sozialwissenschaftlichen Theorien jedoch relativ ungenau formuliert sind und sich auf keine klar definierten Konzepte beziehen, bedarf es vor dem Beginn einer empirischen Studie einer theoretischen Klärung aller verwendeten Begriffe. Sobald feststeht, „welche Aspekte eines theoretischen Begriffs bei einer empirischen Prüfung der Theorie berücksichtigt werden sollen“ (Schnell et al. 2008, 11), gilt es, diesen, ebenso wie den einbezogenen Konstrukten, mithilfe genauer Anweisungen beobachtbare Sachverhalte, sogenannte Indikatoren, zuzuweisen. Dies geschieht im Zuge der Operationalisierung. So wird beispielsweise das Konstrukt „Verhütungsverhalten“ im Fragebogen der Studie von Hübner et al. (1998) mittels zahlreicher Items erhoben. Diese

umfassen u.a. die verwendete Verhütungsmethode, etwaige Schwierigkeiten bei deren Anwendung und die Gründe, welche die Wahl des Kontrazeptivums bedingen (Hübner et al. 1998, 149-178). Die Art der Operationalisierung hängt dabei vom gewählten Untersuchungsdesign ab (Schnell et al. 2008, 11), dem sich der nächste Abschnitt widmet.

3.2.3 Gütekriterien

Die Qualität einer Messung ist von einer Vielzahl von Faktoren abhängig, weshalb es konkreter Kriterien bedarf, die Auskunft über die Qualität der Erhebung geben. Die sozialwissenschaftliche Praxis orientiert sich mit der Reliabilität, der Validität und der Objektivität an drei zentralen Gütekriterien (Häder 2010, 108). Die Objektivität eines Messinstruments beschreibt dessen Unabhängigkeit von der jeweiligen Anwenderin/vom jeweiligen Anwender. Erhalten zwei oder mehrere Forscherinnen/Forscher mithilfe desselben Messverfahrens übereinstimmende Ergebnisse, liegt vollständige Objektivität vor. Die Reliabilität oder Zuverlässigkeit hingegen beschreibt das Ausmaß, „in dem wiederholte Messungen eines Objektes mit einem Messinstrument die gleichen Werte liefern“ (Schnell et al. 2008, 151). Die Prüfung der Reliabilität kann zum gleichen Zeitpunkt mit vergleichbaren Messinstrumenten, nach einem bestimmten Zeitintervall mit derselben Erhebungsmethode oder mit dem Verfahren der Testhalbierung erfolgen. Dabei teilt man das Messinstrument in zwei Hälften und errechnet die Korrelation, den Zusammenhang, zwischen den beiden Ergebnissen. Das dritte Gütekriterium, die Validität oder Gültigkeit, gibt über den Grad der Genauigkeit Auskunft, mit der ein Instrument das misst, was es messen soll. Da sozialwissenschaftliche Forschungsprojekte meist darauf abzielen, valide Erhebungsinstrumente zu entwickeln, gilt die Validität als wichtigstes Gütekriterium, wenngleich sie durch die Objektivität und Reliabilität bedingt wird (Diekmann 2007, 249-261). Aufgrund der zahlreichen unterschiedlichen Erhebungsmethoden, die in der empirisch-sozialwissenschaftlichen Sexualforschung Anwendung finden (Richter et al. 2012, 119-120) und des begrenzten Methodendiskurses (Ericksen/Steffen, 1999, 12-13) lassen sich über die Güte der untersuchten Studien keine Aussagen treffen, zumal keine der herangezogenen Publikationen das Thema näher behandelt.

3.2.4 Untersuchungsdesigns und Daten

Das Design der Untersuchung bestimmt den zeitlichen Modus der Datenerhebung. Die empirische Sozialforschung differenziert hierbei im Wesentlichen zwischen Querschnitt-, Trend und Paneldesign. Beim Querschnittsdesign findet die Datenerhebung zu einem konkreten Zeitpunkt bzw. innerhalb einer kurzen Zeitspanne statt. Trend- und Paneldesigns umfassen mehrere Umfragen zu verschiedenen Zeitpunkten, bei denen jeweils dieselben Variablen abgefragt

werden. Diese beiden Formen unterscheiden sich allerdings in Hinblick auf die Zusammensetzung ihrer Stichproben. Während bei einem Trenddesign bei allen Befragungen verschiedene Stichproben zu ziehen sind, bleibt diese beim Paneldesign konstant. Ein Paneldesign erlaubt daher „die wiederholte Messung der Variablenwerte bei den gleichen Personen bzw. allgemein bei den gleichen Untersuchungseinheiten“ (Diekmann 2007, 305). Das Trenddesign bildet hingegen Veränderungen nur auf der Ebene der Stichproben ab, weshalb die Zusammensetzung des jeweiligen Samples bzw. Fehler bei dessen Ziehung den gemessenen Trend beeinflussen können. Aufgrund der dargestellten Eigenschaften der drei Designs ergibt sich eine Informationshierarchie, an deren Spitze das Paneldesign steht, das die meisten Erkenntnisse liefert und auch Aussagen zu Querschnitten und Trends zulässt. Am unteren Ende ist das Querschnittsdesign einzuordnen, da mithilfe dieser Konzeption lediglich Momentaufnahmen möglich sind. Unter gewissen Umständen kann es jedoch zielführender sein, ein Trenddesign einem Paneldesign vorzuziehen, etwa, wenn sich die Bevölkerung zwischen zwei Befragungszeitpunkten entscheidend verändert hat (Diekmann 2007, 304-308).

In der Praxis unterliegt aber auch die Zusammensetzung der Stichprobe eines Paneldesigns gewissen Schwankungen. Sterblichkeit, der Wechsel des Wohnortes, die Verweigerung einer weiteren Teilnahme oder Nichterreichbarkeit verursachen eine sogenannte Panelmortalität, d.h. eine Verminderung der Stichprobengröße, die zu einer Verzerrung der Ergebnisse führen kann, auch bzw. gerade wenn das Sample mit neuen Personen ergänzt wird (Diekmann 2007, 308-310). Von den analysierten Surveys weist keiner ein Paneldesign auf. Während es sich bei der „Umfrage in der Intimsphäre“ (1949), dem RALF-Report (1978), der Studie zum Sexualleben der Deutschen (2000) und beim Durex Sexual Wellbeing Survey jeweils um Umfragen im Querschnittsdesign handelt, sind die Erhebung für das Jahrbuch der öffentlichen Meinung (1963), die Dokumentation der Sexualität von Studierenden (1981) und die Studie zum Sexualverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener (1996) als Trenduntersuchung konzipiert. Allerdings weichen diese in einigen Punkten vom ursprünglichen Design ab, wodurch die Vergleichbarkeit einschränkt wird.

Wie auch die Untersuchungsdesigns lassen sich die gewonnenen Daten anhand verschiedener Ordnungskriterien, wie etwa dem Zeitbezug, in Kategorien einteilen. Andreas Diekmann (2007, 315) unterscheidet beispielsweise anhand des Zeitbezugs vier Datentypen: Querschnittsdaten, deren Variablenwerte sich auf einen Zeitpunkt beziehen, Zeitreihendaten, die Werte einer Variable zu verschiedenen Zeitpunkten T umfassen, Paneldaten und Verlaufs- oder Ereignisdaten. Bei Paneldaten liegen von einer bestimmten Anzahl von Untersuchungseinheiten die Variablenwerte von zu mindestens zwei Zeitpunkten vor, wobei die Spanne zwischen den bei-

den Erhebungen bei allen Befragten die gleiche Länge aufweist. Verlaufs- oder Ereignisdaten hingegen bilden Zeitspannen, wie die Dauer der Arbeitslosigkeit einer Person oder die Länge von Beziehungen, ab. Das Design einer Umfrage stimmt häufig mit den gewonnenen Daten überein, sofern „der Zeitpunkt, auf den sich eine Messung bezieht, identisch ist mit dem Erhebungszeitpunkt“ (Diekmann 2007, 313). Dies ist nur bei Items der Fall, die sich auf gegenwärtige Einstellungen, Ereignisse oder Umstände beziehen. Stehen allerdings Vorfälle aus der Vergangenheit im Vordergrund, spricht die empirische Sozialforschung von sogenannten Retrospektivfragen. Mithilfe dieses Datentyps können in Querschnittserhebungen auch Zeitreihen-, Panel-, sowie Verlaufsdaten erhoben werden, deren Aussagekraft jedoch stark vom Erinnerungsvermögen der befragten Personen abhängig ist (Diekmann 2007, 313-314). Lediglich die Autorinnen/Autoren der beiden neuesten Studien verzichteten bei der Erstellung der Fragebögen auf diese Frageform, in allen anderen Surveys sind Retrospektivfragen enthalten, die u.a. das Alter der Befragten beim „ersten Mal“ erheben.

Der Vollständigkeit halber gilt es an dieser Stelle auch experimentelle und quasi-experimentelle Designs zu erwähnen, die mithilfe von Vergleichsgruppen arbeiten und vor allem in psychologischen Studien sowie in der Evaluation Anwendung finden (Diekmann 2007, 329). Da jedoch keine der gewählten Studien ein derartiges Design aufweist, wurde auf eine nähere Darstellung der beiden Formen verzichtet.

3.2.5 Auswahl der Untersuchungsobjekte

In der empirischen Sozialforschung bezeichnet der Begriff der Grundgesamtheit „alle potenziell untersuchbaren Einheiten oder 'Elemente', die ein gemeinsames Merkmal (oder eine gemeinsame Merkmalskombination) aufweisen“ (Bortz 2005, 86). Da eine Befragung der ganzen Grundgesamtheit, eine sogenannte Vollerhebung, in der Mehrzahl der Fälle nicht möglich ist, zählt die Auswahl der Untersuchungsobjekte zu den zentralen Fragen im Forschungsprozess. Um auch mit einer Teilmenge gültige Aussagen über die Grundgesamtheit treffen zu können, bedarf es einer genauen Kenntnis derselben sowie entsprechender Verfahren, die eine repräsentative Auswahl gewährleisten (Schnell et al. 2008, 265-269). Generell gilt, dass die Präzision der statistischen Ergebnisse steigt, je besser die Stichprobe die jeweilige Grundgesamtheit abbildet. Stichproben können dabei über globale oder spezifische Repräsentativität verfügen. Während erstere die Grundgesamtheit im Hinblick auf alle Merkmale repräsentiert, ist bei letzterer Repräsentativität nur bei spezifischen Merkmalen gegeben (Bortz 2005, 86).

Die Zufallsstichprobe ist eine Teilmenge aus der Grundgesamtheit, bei der alle Objekte der

Grundgesamtheit die gleiche Wahrscheinlichkeit aufweisen, für die Stichprobe ausgewählt zu werden. Dieses Verfahren eignet sich besonders dann, wenn über die für die Untersuchung relevanten Merkmale noch wenig Wissen besteht. Lassen sich nicht alle Objekte der Grundgesamtheit erfassen, ist die Stichprobe aus einer möglichst großen Teilmenge derselben zu ziehen, was zur Folge hat, „dass die Befunde genaugenommen nur auf diese Teilmenge der Grundgesamtheit generalisiert werden können“ (Bortz 2005, 87). Vielfach sind in der Praxis nicht alle Untersuchungsobjekte bekannt, was die Bildung einer tatsächlichen Zufallsstichprobe erschwert oder gar verunmöglicht. Bortz (2005, 87) warnt in einem solchen Fall vor der Schaffung einer Ad-hoc-Stichprobe aus den verfügbaren Objekten, da sich die gewonnenen Ergebnisse nicht auf eine reale, sondern eine fiktive Population beziehen. Ist kein anderes Vorgehen möglich, gilt es, zumindest die Vorgehensweise offen zu legen und die Besonderheiten der Stichprobe zu diskutieren.

Aufgrund mangelnder zeitlicher wie finanzieller Ressourcen bedient man sich in der sozialwissenschaftlichen Praxis häufig zufällig auszuwählender Teilmengen, „die bereits vorgruppiert sind und für die sich deshalb Untersuchungen leichter organisieren lassen“ (Bortz 2005, 87). Die Teilmengen, bei denen es sich häufig um Institutionen wie Schulen, Betriebe oder Krankenhäuser handelt, bezeichnet man als Klumpen. Von diesen müssen bei einer Klumpenstichprobe mehrere vollständig beleuchtet werden (Bortz 2005, 87).

Liegen Informationen zu jenen Determinanten, die das untersuchte Merkmal bedingen, vor, besteht die Möglichkeit, eine Stichprobe zu ziehen, die die Grundgesamtheit im Hinblick auf diese Merkmale repräsentiert. Dieses Vorgehen scheint in der Literatur als geschichtete bzw. stratifizierte Stichprobe auf. Um eine Schichtung zu erreichen, die der Grundgesamtheit proportional entspricht, muss die Verteilung der relevanten Merkmale innerhalb derselben bekannt sein. Die Auswahl der Untersuchungsobjekte in den einzelnen Schichten folgt dann dem Zufallsprinzip. Bei der Ziehung einer geschichteten Stichprobe gilt es zu beachten, „dass nicht die Anzahl der Merkmale, nach denen die Schichten zusammengestellt werden, die spezifische Repräsentativität der Stichprobe erhöht, sondern die Relevanz der Merkmale“ (Bortz 2005, 89).

Mehrstufige Auswahlverfahren setzen sich aus mehreren nacheinander durchgeführten Zufallsstichproben zusammen. Diese etwas komplexere Art der Auswahl von Untersuchungsobjekten findet vor allem bei sehr großen Grundgesamtheiten, über die keine genauen Informationen verfügbar sind, Anwendung. In einem ersten Schritt wird die Gesamtpopulation in eine Gruppe von Elementen unterteilt. Diese Primäreinheiten bilden die Basis für eine Zufallsstichprobe der

Sekundäreinheiten und diese wiederum den Ausgangspunkt für eine Ziehung von Tertiäreinheiten (Schnell et al. 2008, 282-286).

Über die Auswahl der Untersuchungsobjekte entscheidet bei den vier dargestellten Varianten der Stichprobenziehung stets der Zufall, weshalb man diese auch unter dem Begriff probabilistische Stichproben zusammenfasst. Allerdings zieht die empirische Sozialforschung auch häufig Stichproben heran, bei deren Bildung der Zufall keine Rolle spielt. Zu dieser Gruppe zählen die bereits erwähnte Ad-hoc-Stichprobe, die eine bereits bestehende Objektgruppe, wie z.B. die Schülerinnen/Schüler einer Klasse, umfassen, die theoretische Stichprobe, bei der die Auswahl besonders typischer oder untypischer Objekte auf Basis der Theorie erfolgt und die Quotenstichprobe. Dieses Verfahren, das bei drei der untersuchten sexualwissenschaftlichen Studien zur Anwendung kam, basiert auf vorgegebenen Quoten, die den Verhältnissen in der jeweiligen Gesamtpopulation entsprechen sollen. Dabei steht jedoch weniger die Zufallsauswahl innerhalb der Quoten als deren Erfüllung im Vordergrund, weshalb diese Form der Stichprobenziehung den nicht probabilistischen Verfahren zuzurechnen ist (Bortz 2005, 88-89). Da die Interviewerinnen/Interviewer meist nur eine Quotenvorgabe bekommen, bleibt die endgültige Auswahl der Personen ihnen überlassen. Dieses Vorgehen bedingt daher „eine erhöhte Auswahlwahrscheinlichkeit für Personen, die häufig an ihrem Wohnsitz anzutreffen sind“ (Schnell et al. 2008, 303) sowie für jene, die erhöhte Kooperationsbereitschaft zeigen. Da die individuelle Sexualität zu den sensibelsten Themen der empirischen Sozialforschung zählt, ist die Bereitschaft, an entsprechenden Studien teilzunehmen, tendenziell geringer als bei anderen Umfragen (Gribble et al. 1999, 16). Eine Auswahl der Befragten mittels Quotenverfahren dürfte daher die Ergebnisse entsprechender Studien zusätzlich verzerren.

3.2.6 Datenerhebung

Nach der Ziehung der Stichprobe folgt der Schritt der eigentlichen Datenerhebung. Das Spektrum der Erhebungsmethoden in den Sozialwissenschaften reicht dabei von Interviews und computergestützten Befragungen über Beobachtung bis zu Inhaltsanalysen oder Nicht-reaktiven Messverfahren, wie die Erfassung physischer Spuren (Schnell et al. 2008, 319-419). Da die Erhebung bei allen untersuchten Studien mittels Befragung erfolgte, soll im Folgenden näher auf die unterschiedlichen Varianten dieser Methode eingegangen werden.

Die persönliche Befragung war in der quantitativ geprägten Sozialforschung lange Zeit die häufigste Befragungsmethode, ehe das Telefoninterview diesen Platz einnahm. Das persönliche Interview zu Forschungszwecken orientiert sich an alltäglichen Gesprächssituationen, „ist

aber gleichwohl eine künstliche, asymmetrische Interaktion unter Fremden mit der stillschweigenden Vereinbarung, dass keine dauerhafte Beziehung eingegangen wird“ (Diekmann 2007, 439). Diese Distanz zwischen den Gesprächspartnern soll den Befragten das Gefühl vermitteln, dass ihre Antworten weder in der aktuellen Situation noch später Folgen nach sich ziehen. Die Versicherung eines vertraulichen Umgangs mit den erhaltenen Informationen sowie die Anwendung der neutralen Interviewtechnik, bei der die Interviewerin/der Interviewer die Angaben und Meinungen der/des Befragten weder positiv noch negativ bewertet, sollen diesen Eindruck verstärken. Im Gegensatz dazu gibt man bei der „harten“ sowie bei der „weichen“ Interviewtechnik die Forderung nach Neutralität vonseiten der Interviewerin/des Interviewers willentlich auf. So zielt das weiche Interview darauf ab, durch zustimmende Aussagen und Gesten, etwaige Hemmungen abzubauen und die Befragten zu weiteren Antworten anzuregen. Bei der „harten“ Interviewtechnik hingegen, der sich auch Kinsey in seinen Umfragen bediente, nimmt die Fragestellerin/der Fragesteller eine autoritäre Haltung ein, zeigt Widersprüche in den Antworten auf und will dadurch unvollständige Angaben vermeiden. In der sozialwissenschaftlichen Praxis kommt bei standardisierten Erhebungen die neutrale Interviewtechnik zum Einsatz, die mit Elementen weicher Befragungen vermischt wird, etwa wenn Erklärungen notwendig sind, um im Gespräch eine Atmosphäre der Kooperation zu erzeugen (Diekmann 2007, 439-440).

Die schriftliche Befragung besaß bis vor einigen Jahren den Ruf, eine billige Notlösung zu sein. Seit einigen Jahren erfreut sich dieses Erhebungsverfahren jedoch steigender Beliebtheit, da, wie Untersuchungen ergaben, bestimmte Maßnahmen eine Rücklaufquote erzeugen, die jenen von persönlichen oder telefonischen Interviews entspricht. Bei einer schriftlichen Befragung erhalten die Teilnehmerinnen/Teilnehmer ihren Fragebogen meist auf postalischem Weg. Da lediglich die Kosten für das Porto, nicht aber jene für Interviewerinnen/Interviewer anfallen, ist die schriftliche Befragung deutlich billiger als persönliche oder telefonische Interviews. Zudem fällt der bei diesen Varianten übliche Zeitdruck weg, weshalb den Befragten mehr Zeit zum Beantworten der Fragen bleibt. Die Abwesenheit einer Interviewerin/eines Interviewers vermindert zwar einerseits die Reaktivität der Methode, andererseits bleiben aber Verständnisprobleme ungeklärt. Um diesen vorzubeugen, muss ein Fragebogen für eine schriftliche Erhebung einfach und selbsterklärend sein, weshalb meist auf Filterfragen verzichtet wird. Auch Wissensfragen gelten als problematisch, da die Befragten andere Personen oder Quellen, wie das Internet oder Lexika, heranziehen könnten und der Fragebogen so nicht die tatsächlichen Kenntnisse erfasst. Generell kann eine postalische Umfrage nicht sicherstellen, dass die Zielperson den Fragebogen selbst ausfüllt. Andere Formen der schriftlichen Befragung sind Gruppenbefragungen unter der Aufsicht einer Versuchsleiterin/eines Versuchsleiters sowie die

Kombination einer schriftlichen mit einer telefonischen oder persönlichen Befragung (Diekmann 2007, 515-520), die beispielsweise bei der Studie zum „Sexual- und Verhütungsverhalten 16- bis 24-jähriger Jugendlicher und junger Erwachsener“ (1996) Anwendung fand.

War die telefonische ebenso wie die schriftlichen Befragung zunächst als schnell, billig und nicht besonders aussagekräftig deklariert, daher gilt sie gegenwärtig vor allem in der Markt- und Meinungsforschung als beliebte Erhebungsmethode. Die Stichprobenziehung beruht dabei auf den Telefonverzeichnissen eines Landes, die meist auf CD-ROM oder als Datenbank vorliegen. Allerdings stellen das Ende der Registrierungspflicht von Festnetzanschlüssen im Telefonbuch sowie die Ablösung von Standtelefonen durch Handys Forscherinnen/Forscher, die sich telefonischer Umfragen bedienen wollen, vor neue Herausforderungen, da zumindest 90 Prozent der Gesamtpopulation mittels Telefon erreichbar sein sollten. Ist dies nicht der Fall, gilt es einen sogenannten Stichproben-Selektionsfehler zu berechnen (Diekmann 2007, 501-505).

Die Zahl von Online-Befragungen hat in den letzten Jahren stark zugenommen – eine Entwicklung, die sich auch in der Methodenforschung widerspiegelt. Dieser Methode kommt dabei die wachsende Verbreitung von Computern und Internetzugängen zugute. Allerdings darf bei der Planung einer Internet-basierten Umfrage die Tatsache nicht außer Acht gelassen werden, „dass sich die Population der Internetnutzer in wesentlichen Merkmalen von der allgemeinen Bevölkerung unterscheidet“ (Diekmann 2007, 521), da beispielsweise jüngere Personen tendenziell eher über einen Coputerzugang mit Internet verfügen als ältere. Als besonders kritisch sind die Ergebnisse selbstelektiver Online-Befragungen zu betrachten, die den Ansprüchen der Stichprobentheorie keineswegs entsprechen. Solche Umfragen, die sich meist an Personen richten, die eine bestimmte Website besuchen, repräsentieren weder die Gesamtbevölkerung noch die Gruppe der Internetnutzerinnen/-nutzer. Trotz dieser erheblichen Nachteile weisen Online-Befragungen auch zahlreiche Vorteile auf. Sie sind schnell und kostengünstig durchführbar, erlauben das Miteinbeziehen von Tönen, Filmen oder einer Kombination aus verschiedenen Medien sowie eine Analyse des Antwortverhaltens der Befragten, etwa in Hinblick auf die Dauer der Entscheidungsfindung oder die Zahl der Klicks. Aufgrund dieser Voraussetzungen könnten Online-Befragungen in den nächsten Jahren telefonischen Interviews in der Markt- und Meinungsforschung den Rang abgelaufen, zumal bereits Verfahren bestehen, die auch bei dieser Form der Befragung die Ziehung von Zufallsstichproben ermöglichen. Dennoch bleibt das Problem, einige Gruppen nicht oder in zu geringem Ausmaß zu erreichen, bestehen. Zudem kann wie bei der schriftlichen Befragung nicht garantiert werden, dass die Zielperson wirklich für den beantworteten Fragebogen verantwortlich zeichnet (Diekmann 2008, 520-523).

Das Interview wurde in der empirischen Sozialforschung häufig als Königsweg bezeichnet, da es sich bei „Bevölkerungserhebungen und zur Erforschung von Einstellungen und Meinung“ (Diekmann 2007, 434) als unverzichtbar erwiesen hat. Allerdings gilt diese Erhebungsmethode als höchst reaktiv, da sich das Verhalten der Interviewerin/des Interviewers, die Gesprächssituation sowie die Konstruktion des Fragebogens maßgeblich auf die Antwortreaktionen auswirken können. Zwar soll beispielsweise durch die Anwendung der neutralen Interviewtechnik die Reaktivität des persönlichen Interviews eingeschränkt werden, jedoch nehmen befragte Personen nicht nur die verbalen Äußerungen der Interviewerin/des Interviewers, sondern auch deren/dessen Mimik und Körpersprache als Signale der Zustimmung bzw. Ablehnung wahr (Diekmann 2007, 434). Zudem führen Themen mit einer stark moralischen Komponente, wie z.B. Umwelt- oder Tierschutz, zu sozial erwünschten Antworten. Persönliche Befragungen verursachen daher, vor allem wenn sie sich mit intimen, stigmatisierten oder kriminellen Verhaltensweisen beschäftigen, nach der Ansicht von Expertinnen/Experten ein hohes Maß an negativem Bias. Dieses entsteht durch den Umstand, dass die Anzahl jener Personen, die ihr scheinbar abweichendes Verhalten verheimlichen, größer ist, als jener, die Handlungen angeben, die sie nicht ausgeübt haben. Auch schriftliche Erhebungen weisen, wie bereits angeführt, einige problematische Aspekte auf. Vor allem sexualwissenschaftliche Fragebögen sind häufig hoch komplex und daher wenig geeignet, von den Befragten selbst ausgefüllt zu werden, zumal einige Bevölkerungsgruppen weniger des Lesens kundig sind als andere. Vielfach überbringen daher Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter von Forschungseinrichtungen die Fragebögen und bleiben in der Nähe, während die Befragten diese ausfüllen. Doch wie Studien gezeigt haben, ist auch bei dieser Variante eine erhöhte Gefahr von Verzerrungen der Ergebnisse gegeben (Gribble et al. 1999, 16-17).

Da auch Telefonumfragen, die eine Zeit lang verstärkt bei Surveys zu problematischen Themen Anwendung fanden, die Ansprüche der Expertinnen/Experten nicht befriedigen konnten, ging man daran, Methoden zu entwickeln, die die Zahl der verweigerten Antworten bzw. den Bias minimieren. Eine dieser neuen Methoden ist die computerunterstützte Variante der persönlichen Befragung (computer-assistiert self-interview, kurz CASI), die bei der Studie „Sexualleben der Deutschen“ eingesetzt wurde. Dabei übergibt die Interviewerin/der Interviewer den Befragten einen Laptop, auf dem diese die Fragen beantworten sollen. Eine Erweiterung des Verfahrens stellt das Video-CASI dar, bei dem man den Fragebogen, dessen Beantwortung via Computer erfolgt, auf eine Leinwand projiziert. Um bei Umfragen auch jene Personen zu erreichen, die aufgrund mangelnder Alphabetisierung oder anderer sprachlicher Barrieren Schwierigkeiten beim Ausfüllen eines Fragebogens hätten, begannen Wissenschaftlerinnen/Wissenschaftler auch Programme zu kreieren, die den Befragten die Instruktionen sowie alle

Items mit den entsprechenden Antwortmöglichkeiten vorlesen. Die Einschulung der Studienteilnehmerinnen/-teilnehmer und die Bereitstellung der Technik erfolgen dabei allerdings durch geschulte Interviewerinnen/Interviewer, deren Tätigkeit große Summen der meist ohnehin knappen Projektbudgets beansprucht, weshalb man begann, computergestützte Audio- mit Telefonbefragungen zu verknüpfen; die Beantwortung der Items, die ein Tonband abspielt, wird mittels Telefontastatur vorgenommen (Gribble et al. 1999, 18-21). James N. Gribble et al. (1999, 23) sprechen den dargestellten neuen Methoden großes Potenzial zu und erhoffen sich durch diese neue Perspektiven für die empirisch-sexualwissenschaftliche Sozialforschung.

3.2.7 Formulierung und Konstruktion von Fragebögen

Da die empirische Sozialforschung mittlerweile auf eine lange Tradition zurückblicken kann, haben sich einige Grundregeln der Formulierung von Items in Fragebögen etabliert. So sollten Fragen „kurz, verständlich, mit einfachen Worten und hinreichend präzise formuliert sein“ (Diekmann 2007, 479) und weder Fremdwörter noch bürokratische Umschreibungen beinhalten. Auch die Verwendung von umgangssprachlichen Wendungen oder Begriffen bestimmter Subkulturen gilt als verpönt. Um die Komplexität zu reduzieren und eindeutige Antworten zu erhalten, ist es ratsam, auf doppelte oder mehrfache Verneinungen, indirekte Fragen sowie stark wertbesetzte Begriffe, wie Gerechtigkeit oder Verbrechen, zu verzichten. Bei der Auswahl der Antwortkategorien muss die Zielsetzung der jeweiligen Studie beachtet werden, da diese bereits das Messniveau der Variablen und somit die möglichen statistischen Verfahren bestimmen. Generell müssen die Kategorien vollständig, genau und disjunkt sein. Immer wieder kommt es vor, dass Items in Fragebögen mehrere Dimensionen umfassen, weshalb sich die Antworten nicht einer eindeutigen Zieldimension zuordnen lassen. Die gewonnenen Ergebnisse besitzen daher nur eine beschränkte Aussagekraft. Dies trifft auch auf Suggestivfragen zu, die die Antwort der Befragten durch ihre Formulierung in eine bestimmte Richtung lenken. Will eine Untersuchung beispielsweise die Einstellungen zu einem konkreten Thema mithilfe mehrerer Items erheben, ist es zielführend, die Aussagen in verschiedene Richtungen zu polen, um Befragte mit einer hohen Akquieszenz herauszufiltern (Diekmann 2007, 479-483). Der Begriff der Akquieszenz bezeichnet in der empirischen Sozialforschung „die Zustimmung zu einer Frage ohne Bezug zum Frageinhalt“ (Schnell et al. 2008, 354). Sie wird dann sichtbar, wenn Personen stets die mittlere Kategorie wählen oder konträren Aussagen zustimmen.

Eine systematische Verzerrung der Ergebnisse kann nicht nur durch Suggestivfragen oder Akquieszenz, sondern auch durch soziale Erwünschtheit herbeigeführt werden. Diese basiert auf

der Bewertung von Aktivitäten und Eigenschaften, die Individuen permanent vornehmen und die von soziodemografischen Faktoren wie Alter, Bildungsstand oder Schichtzugehörigkeit abhängen. Den Punkt, an dem die positive Einschätzung ihr Maximum erreicht, bezeichnet Diekmann (2007, 447) als den Ort sozialer Erwünschtheit. Je stärker nun tatsächliche Verhaltensweisen bzw. Einstellungen von diesem Maximum abweichen, desto mehr wächst das Unbehagen der Befragten, die entsprechende Antwortkategorie zu wählen und die Tendenz, sozial erwünscht zu antworten, nimmt zu. Dieses Phänomen lässt sich besonders bei Umfragen beobachten, die das Thema Sexualität behandeln. So ermittelte eine britische Studie zum Sexualverhalten der englischen Bevölkerung für Frauen „durchschnittlich 2,9 verschiedene Sexualpartner über das Leben verteilt, für englische Männer dagegen 11“ (Krämer 2011, 136). Diese Diskrepanz dürfte vermutlich nicht so sehr auf die verstärkte sexuelle Aktivität englischer Männer, sondern vielmehr auf den Effekt sozialer Erwünschtheit zurückzuführen sein: Während die Frauen die Anzahl ihrer Partnerinnen/Partner nach unten korrigierten, verhielten sich die männlichen Befragten genau entgegengesetzt. Die Anwendung bestimmter Befragungstechniken wie z.B. die möglichst neutrale Formulierung der Items oder eine Kombination von persönlicher und schriftlicher Befragung, welche die Anonymität der Studienteilnehmerinnen/-teilnehmer zusätzlich erhöhen, beugt der Verfälschung des Antwortverhaltens durch soziale Erwünschtheit vor. Die gegenteilige Strategie, abweichendes Verhalten durch eine suggestive Einleitung als normales Verhalten darzustellen, der sich Kluge/Sonnenmoser (2002, 125) bei der Frage zur Einstellung zum Thema Selbstbefriedigung bedienen, gilt in der empirischen Sozialforschung hingegen als wenig empfehlenswert (Diekmann 2007, 448-451). Die Formulierung „Selbstbefriedigung wird von vielen Menschen heutzutage als eine sexuelle Verhaltensweise angesehen wie jede andere auch“ (Kluge/Sonnenmoser 2002, 125) könnte die Befragten animieren, eine Einstellung anzugeben, die sie nicht vertreten.

Die Konstruktion eines Fragebogens beginnt mit der Bestimmung thematischer Blöcke, sogenannter Module, für die dann entsprechende Fragen formuliert werden. Die finale Anordnung der einzelnen Module und ihrer Items im Fragebogen folgt für gewöhnlich klaren Regeln. So empfiehlt Diekmann (2007, 483-484), das Interview mit einigen Eingangsfragen oder Eisbrecherfragen zu beginnen, die das Interesse der Befragten wecken und zum eigentlichen Thema der Studie hinführen sollen. Da die Aufmerksamkeit in der Gesprächssituation anfänglich steigt, dann aber immer weiter absinkt, platzieren Wissenschaftlerinnen/Wissenschaftler ihre zentralen Fragen eher im hinteren Drittel des Fragebogens, um so die Spannung aufrechtzuerhalten. Auch die Anwendung von Fragetrichern hat sich, insbesondere bei Umfragen zur Sexualität, als wirksam erwiesen. Bei dieser Technik beginnt die Interviewerin/der Interviewer das Gespräch auf einer sehr allgemeinen Ebene und arbeitet sich schrittweise zu den

heiklen Items vor. Während Fragetrichter also zum Abbau von etwaigen Hemmungen dienen, zielen Filterfragen darauf ab, durch das Überspringen gewisser Items überflüssige Fragen zu vermeiden und die Befragungszeit zu reduzieren. Diese Fragen sind meist Frageblöcken vorgeschaltet, die sich nur an eine bestimmte Teilmenge der interviewten Personen richten (Diekmann 2007, 484). So beinhaltet beispielsweise „Die Umfrage in der Intimsphäre“ einige Fragen, die ausschließlich verheiratete Personen betreffen. Die Frage nach dem Familienstand stellt somit eine Filterfrage dar. Da Items, die soziodemografische Informationen wie Alter, Religionszugehörigkeit oder Einkommen erheben, für die Befragten meist von geringem Interesse sind, bilden diese meist das Ende des Fragebogens (Diekmann 2007, 483-485).

Vor der ersten Feldphase eines Fragebogens sollte dieser unbedingt einen oder mehrere Pretests durchlaufen, um die Verständlichkeit der Items sowie die Angemessenheit des gewählten Aufbaus zu überprüfen. Die Anzahl der Pretests ist dabei von der Größe der Stichprobe abhängig. Eine zentrale Funktion von Pretests ist zudem die Ermittlung der durchschnittlichen Dauer der Interviews. Ist diese zu lang, sinken einerseits die Aufmerksamkeit und das Interesse der Befragten, was zu Abbrüchen führen kann, andererseits erhöht sich mit der Länge des Fragebogens auch der zeitliche Aufwand der Interviewerinnen/Interviewer, weshalb wiederum die Gefahr von Fälschungen der Antworten steigt (Diekmann 2007, 485).

4. Ergebnisse

Bei den gewählten Studien handelt es sich um groß angelegte Umfragen, die bis zu 200 Items umfassen und deren zentrale Ergebnisse in Publikationen mit mehreren hundert Seiten veröffentlicht wurden. Die nachfolgende Analyse kann daher weder eine umfassende Darstellung aller Aspekte der Surveys noch eine vollständige kritische Auseinandersetzung mit den erhobenen Items bieten, da dies den Rahmen einer Diplomarbeit sprengen würde. Um dennoch eine elaborierte Darstellung der sieben Studien zu gewährleisten, gehen die Kapitel 4.1 bis 4.7 auf deren Planung bzw. deren Design, die Stichprobe und zentrale Ergebnisse ein. Die Analyse hat zudem gezeigt, dass einige Themen in nahezu allen Studien aufgegriffen werden - ihnen ist Kapitel 4.8 gewidmet.

4.1 Die Umfrage in der Intimsphäre

4.1.1 Planung und Design

Die Studie „Die Umfrage in der Intimsphäre“ wurde im Jahr 1949 vom Allensbacher Institut für Demoskopie durchgeführt, um in Anlehnung an Kinsey Erkenntnisse über die „intimen zwischenmenschlichen Beziehungen“ (von Friedeburg 1953, 4) Deutschlands zu gewinnen. Ludwig von Friedeburg bezeichnet in seiner Publikation der Ergebnisse die Umfrage als bisher einzige dieser Art bzw. als ersten Versuch einer empirisch-sozialwissenschaftlichen Erhebung zum Thema Sexualität. Das Ziel der Studie war es daher, einen groben Überblick über das Forschungsfeld zu gewinnen, „um die weitere Arbeit auf diesem Gebiet vorzubereiten“ (von Friedeburg 1953, 5). Das Institut für Demoskopie entschloss sich für eine Zusammenarbeit mit der Wochenzeitschrift „Wochenend“, die das Forschungsprojekt finanziell unterstützte und im Gegenzug die Ergebnisse veröffentlichen durfte. Aufgrund dieser knappen ökonomischen und zeitlichen Ressourcen erfolgte die Datenerhebung mittels Quotenauswahl, bei der die Merkmale „Lage und Größe des Wohnorts“, „Geschlecht“, „Alter“, „Familienstand“ und „Beruf“ Berücksichtigung fanden. Die Grundgesamtheit für die Ziehung bildeten alle Bewohnerinnen/Bewohner der Bundesrepublik Deutschland sowie Westberlins (von Friedeburg 1953, 5).

In die Konzeption des Fragebogens waren sowohl Ärztinnen/Ärzte als auch Psychologinnen/Psychologen eingebunden, wobei jeweils eine Version für Männer und eine für Frauen erstellt wurde. Dieser Umstand wäre kaum erwähnenswert, würden sich die Versionen nur in der Formulierung der Fragen in Hinblick auf das Geschlecht der/des Befragten unterscheiden. Tatsächlich weist jedoch der Fragebogen der Männer vier Items mehr auf als jener der Frauen, bei dem die Verantwortlichen des Allensbacher Instituts für Demoskopie jene Fragen wegließen,

„die – wie die Frage nach der Erfahrung mit Prostituierten – unzutreffend waren oder – wie einige direkte Fragen zur Homosexualität als zu schwierig empfunden wurden“ (von Friedeburg 1953, 6). Das Erhebungsinstrument durchlief schließlich einige Pretests, ehe man mit der Erhebung begann. Für diese konnte man 58 Interviewerinnen und 152 Interviewer, zumeist Ärztinnen/Ärzte, Psychologinnen/Psychologen, Pädagoginnen/Pädagogen, Studierende dieser Fachrichtungen und Personen aus dem Fürsorgebereich, gewinnen, die vielfach schon über Befragungserfahrung verfügten. Auf der Basis der vorgegebenen Quote kontaktierten die Interviewerinnen/Interviewer 1.344 Personen, von denen sich 1.010, also rund 75 Prozent, bereit erklärten, an der Studie teilzunehmen. Da der Fragebogen unklare Begriffe wie „intime Beziehungen“ enthielt, stand es den Interviewerinnen/Interviewern zu, diese auf durch die Interviewanweisung normierte Weise zu erklären (von Friedeburg 1953, 8-9).

Nach Angaben von Friedeburgs war man bei der Konzeption des Erhebungsinstruments bestrebt, die Fragen so weit wie möglich direkt und persönlich zu formulieren und keine indirekten Items zu verwenden. So zog man das Item „Könnte Sie ein intimer Verkehr mit einer Frau, die Sie nicht lieben, zufriedenstellen?“ der Formulierung „Glauben Sie, daß ein Mann durch den intimen Verkehr mit einer Frau, die er nicht liebt, zufriedengestellt werden kann?“ (von Friedeburg 1949, 7) vor, da diese nicht das eigene Verhalten, sondern die Meinung über die Handlungen anderer erhebt. Der Fragebogen setzt sich aus geschlossenen Items mit vorgegebenen Antwortkategorien und offenen Fragen zusammen, bei denen die Befragten ihre Antwort selbst formulieren mussten. Die Auswertung und Aufbereitung der Ergebnisse erfolgten mittels deskriptiver Tabellen, bei ausgewählten Items auch mittels Kreuztabellierung, allerdings ohne die Berechnung entsprechender Zusammenhangsmaße.

4.1.2 Beschreibung der Stichprobe

Die Stichprobe der „Umfrage in der Intimsphäre“ umfasst 1.010 Personen und setzt sich aus 51,2 Prozent Frauen und 48,8 Prozent Männern zusammen. Rund 2 Prozent der Befragten waren zum Zeitpunkt der Erhebung ledig, ca. 76 Prozent verheiratet, verwitwet oder geschieden (von Friedeburg 1953, 19). Über die genaue Altersverteilung innerhalb der Stichprobe liegen keine genauen Angaben vor, aus den entsprechenden Tabellen, die das Antwortverhalten nach Altergruppen darstellen, geht jedoch hervor, dass die jüngsten Befragten 20 Jahre und die ältesten über 65 Jahre zählten (von Friedeburg 1953, 55).

Die Interviewerinnen/Interviewer waren angehalten, auch von jenen Personen, die eine Teilnahme verweigerten, die wichtigsten soziodemografischen Merkmale zu erfassen. Von

Friedeburg gibt über diese in seinem Bericht detailliert Auskunft und stellt die Population der „Verweigerer“ entsprechenden Gruppen aus anderen Umfragen gegenüber. Dabei fällt auf, dass es zu anderen Studien, die sich mit weniger intimen Themen beschäftigten, nur geringe Abweichungen gibt (von Friedeburg 1953, 9-13).

4.1.3 Zentrale Ergebnisse

Die Studie sammelte nicht nur Informationen zum Sexualverhalten, sondern auch zu Einstellungen in Hinblick auf Ehe, Scheidung, Verhütung, Aufklärung und Homosexualität. Der Schwerpunkt liegt jedoch eindeutig auf der Institution Ehe, da nach der Ansicht von Friedeburgs kein soziales System existiert, „das von so universeller Bedeutung ist“ (von Friedeburg 1953, 19). Keine Kultur hätte daher bislang ein Modell gefunden, dass die Ehe ersetzen könnte, da sie den Grundstein für jeden Familienverband bildet. Der Autor sieht seine Meinung durch die Ergebnisse der Umfrage bestätigt und scheut sich nicht, diese in seinem Bericht durch Zitate aus den Interviews und Literaturverweise legitimiert kundzutun. Insgesamt hielten 89 Prozent der Befragten die Einrichtung der Ehe für „notwendig“, 4 Prozent bezeichneten diese als „überlebt“ und 7 Prozent zeigten sich „unentschieden“. Angesichts dieser Werte überraschen die Angaben der unverheirateten Personen auf die Frage „Wollen sie heiraten?“ (von Friedeburg 1953, 94). Diese wurde von 67 Prozent der Befragten mit „Ja“, von 17 Prozent jedoch mit „Nein“ beantwortet, die übrigen 16 Prozent legen sich auf keine der beiden Kategorien fest. Bei diesem Item offenbaren sich große Unterschiede zwischen den Geschlechtern, denn während 22 Prozent der Frauen angeben, nicht heiraten zu wollen, sind es bei den Männern nur 10 Prozent. Offen bleibt leider, ob jene Personen, die eine Eheschließung in naher Zukunft ausschließen, auch die Institution Ehe an sich als überholt bezeichnen, da von Friedeburg (1953) eine entsprechende Analyse nicht durchführte bzw. nicht veröffentlichte. Ebenfalls an die unverheirateten Personen richtet sich die Frage, ob sie bereits intime Beziehungen zu einer Frau/einem Mann hatten. Dabei wurden jedoch jeweils nur die intimen Kontakte zum jeweils anderen Geschlecht erhoben, weshalb das Item auf eine heterosexuelle Norm verweist. Die Angaben zum vorehelichen Sexualverhalten offenbaren große Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Zwar hatten mehr Frauen als Männer eine einmalige intime Beziehung bzw. mehrere mit demselben Mann, allerdings liegt der Anteil jener Personen, die öfter mit verschiedenen Partner sexuelle Kontakte unterhielten, bei den Männern mit 54 Prozent deutlich höher als bei den Frauen (29 Prozent). Auch bei regelmäßigen Kontakten mit unterschiedlichen Partnerinnen/Partnern überwiegen die Männer (20 Prozent) im Vergleich zu den Frauen (7 Prozent) deutlich und während nur 6 Prozent der Männer angaben, über keine sexuellen Erfahrungen zu verfügen, waren es bei den Frauen 28 Prozent.

Die „Umfrage in der Intimsphäre“ erhob neben der Einstellung zur Ehe auch jene zur unehe-lichen Mutterschaft. Während 33 Prozent der Befragten es billigen, „wenn eine unverheiratete Frau Mutter wird“ (von Friedeburg 1953, 83), verurteilen 18 Prozent diesen Umstand. Die meisten Studienteilnehmerinnen/-teilnehmer ordnen sich der Kategorie „Kommt darauf an“ zu, 8 Prozent bleiben unentschieden. Doch wie sieht es aus, „wenn eine unverheiratete Frau *ab-sichtlich* Mutter wird?“ (von Friedeburg 1953, 83). Bei dieser offen gestellten Frage überwiegt, etwas überraschend, klar die Zustimmung (53 Prozent Billigung), gefolgt von verurteilenden Stimmen (23 Prozent). 12 Prozent der Befragten würden situationsabhängig entscheiden, ebenso viele äußern keine eindeutige Meinung (von Friedeburg 1953, 83).

Aus heutiger Perspektive überraschend wirkt auch Item 7 des Fragebogens, das weniger auf-grund seiner Ergebnisse, sondern im Hinblick auf seine Formulierung aus den übrigen heraus sticht:

„Haben Sie eine bestimmte Abneigung gegen solche intimen Beziehungen oder haben Sie Furcht davor?“ (von Friedeburg 1953, 78)

Der Ausdruck „solche intimen Beziehungen“ bezieht sich dabei auf Item 5, bei dem der Begriff intim als „geschlechtlich“ definiert wird (von Friedeburg 1953, 78). Da die Frage offen konzipiert ist, standen den Befragten keine Antwortkategorien zur Verfügung; sie mussten ihre Angaben selbst formulieren. Aus methodischer Sicht gilt es dabei den Umstand zu kritisieren, dass das Item zwei Dimensionen erhebt, da es sich bei Furcht und Abneigung um zwei unterschiedliche Gefühle handelt. Es ist allerdings davon auszugehen, dass sich die Befragten bei ihrer Antwort auf eine Dimension beschränkten. Insgesamt geben 25 Prozent der interviewten Personen an, Abneigung oder Furcht zu empfinden, wobei mit 16 Prozent die Mehrheit der Befragten ihre Gefühle von der Stimmung und vom Partner/der Partnerin abhängig machen. Die Gründe für die Abneigung sind Widerwillen und Alter, für Furcht vor einer möglichen Schwangerschaft oder Krankheit sowie psychische Ursachen. Inhaltlich verweist die Frage auf ein negatives Bild von Sexualität, das den bürgerlichen Moralvorstellungen des 19. Jahrhunderts entstammt. Unklar bleibt, welche Dimensionen dieses Item genau erheben sollte, etwa die Einstellung zur Sexualität im Allgemeinen oder die Verbreitung einer bürgerlichen Sexualmoral? In beiden Fällen wäre eine andere Fragestellung, etwa „Welche Gefühle verbinden Sie mit intimen Be-ziehungen?“, vermutlich geeigneter gewesen.

Die dargestellten Ergebnisse bestätigen Steinbachers (2011, 159) Ansichten zur „Umfrage in der Intimsphäre“. Anders als Kinsey ging es dem Allensbacher Institut für Demoskopie nicht da-rum, Spannungsverhältnisse zwischen der sexuellen Praxis der Bevölkerung sowie den Moral-vorstellungen von Kirche bzw. Politik aufzuzeigen und dadurch sozialreformatorysch aktiv zu

sein. Vielmehr war das Ziel, „das Verhältnis der Geschlechter auszuloten und Unsicherheiten über den Bestand der Ehe zu beseitigen“ (Steinbacher 2011, 159), um sich so der eigenen Werte zu versichern. Im Mittelpunkt des Fragebogens und der von v. Friedeburg verfassten Analyse steht nicht die Sexualität, sondern die Liebe, die wiederum eng mit der Ehe verknüpft wird. Dies dürfte auch der Grund sein, warum die Umfrage im Gegensatz zu den Kinsey-Reporten kaum öffentliche Beachtung fand (Habermehl 1993, 10).

4.2 Jahrbuch der öffentlichen Meinung

4.2.1 Planung und Design

Die zweite Studie stammt aus der dritten Ausgabe des Jahrbuchs der öffentlichen Meinung, die ausgewählte Daten aus den Jahren 1958 bis 1964 umfasst. Herausgeber dieser Sammlung von Statistiken, die der Markt-, Meinungs- und Sozialforschung dienen (Steinbacher 2011, 158), war das 1947 von Elisabeth Noelle-Neumann gegründete Allensbacher Institut für Demoskopie (IfD), das nach eigenen Angaben bis heute zu den „renommiertesten Adressen für die Umfrageforschung in Deutschland“ (IfD nd) zählt. Das Jahrbuch beinhaltet die Ergebnisse verschiedener Umfragen, die auf der Meinung eines statistisch-repräsentativen Querschnitts der BRD und Westberlins beruhen. Die Auswahl der Teilnehmerinnen/Teilnehmer erfolgte mittels Quotenauswahl, die man anhand der Daten der Volkszählungen aus den Jahren 1950 und 1961 berechnete. Die Daten zur „Intimsphäre“ werden im Jahrbuch auf sechs Seiten präsentiert. Sie beruhen mit einer Ausnahme auf Fragen aus der im vorangegangenen Kapitel dargestellten „Umfrage in der Intimsphäre“, wobei man mit der Frage zur Prostitution wiederum nur die männlichen Teilnehmer konfrontierte. Unklar ist, ob es sich bei den präsentierten Items um den vollständigen Fragebogen oder um einen Auszug aus einer längeren Erhebung handelt. Die Ergebnisse basieren auf einer Stichprobe mit 1.000 Personen im Alter von 20 bis 75 Jahren (Noelle/Neumann 1965, XXIII). Nähere Angaben zur Zusammensetzung des Samples lassen sich dem Jahrbuch leider nicht entnehmen, weshalb bei dieser Umfrage das entsprechende Kapitel entfallen muss.

4.2.2 Fragestellungen und zentrale Ergebnisse

Da die überwiegende Mehrheit der Fragen dieser Studie zur Intimsphäre der deutschen Bevölkerung auch in der „Umfrage in der Intimsphäre“ aus dem Jahr 1949 zu finden ist, werden die Ergebnisse beider Surveys in diesem Abschnitt wie im Jahrbuch der öffentlichen Meinung gegenübergestellt.

Die erste Frage setzt sich mit vorehelicher Sexualität auseinander:

„Halten Sie intime Beziehungen zwischen unverheirateten Menschen für notwendig, zulässig oder verwerflich?“ (von Friedeburg 1953, 81 und Noelle/Neumann 1965, 589).

Tabelle 2: Einstellung zur vorehelichen Sexualität

	1949		1963	
	(n = 1.010)		(n = 1.000)	
	♀	♂	♀	♂
Notwendig	8	19	7	14
Zulässig	58	57	46	47
Verwerflich	20	12	22	18
Unentschieden	14	12	25	21

Quellen: von Friedeburg (1953, 81), Noelle/Neumann (1965, 589) (eigene Bearbeitung).

Ein Vergleich der Ergebnisse zeigt, dass die Zahl jener Männer, die intime Beziehungen vor der Ehe für notwendig halten um 5 Prozent abgenommen hat. Zudem bezeichnen nur mehr 46 Prozent der Frauen und 47 Prozent der Männer derartige Kontakte als zulässig, was einen Rückgang von 12 bzw. 10 Prozent bedeutet. Im Gegenzug nahm die Zahl der ablehnenden Stimmen zu, ebenso der Anteil jener, die sich unentschlossen zeigten. Ein ähnliches Bild zeigt sich bei den Items zum Thema Scheidung. Tabelle 3 gibt die Antworten auf die Frage „Billigen Sie es, daß Ehen geschieden werden können?“ (von Friedeburg 1953, 81 und Noelle/Neumann 1965, 589).

Tabelle 3: Einstellung zur Scheidung

	1949		1963	
	(n = 1.010)		(n = 1.000)	
	♀	♂	♀	♂
Ja, unbedingt	79	78	66	67
Ja, aber nur standesamtliche Ehen	6	8	7	5
Nein	9	9	15	15
Unentschieden	6	5	12	13

Quellen: von Friedeburg (1953, 81), Noelle/Neumann (1965, 589) (eigene Bearbeitung).

Die Zustimmung zur Scheidung hat in zwischen 1949 und 1963 sichtbar abgenommen. So sank die Zahl jener Befragte, die eine Scheidung billigen, um rund 10 Prozent, während der Anteil der Gegner wuchs. Auffällig ist, dass die Teilnehmerinnen/Teilnehmer der Studie auch bei diesem Item verstärkt die Kategorie „unentschieden“ wählten. Die Einstellung zur Scheidung spiegelt sich auch in der Haltung im Bezug auf entsprechende Gesetze wider. Waren 1949 noch 45 Prozent der Männer für eine Beibehaltung der bisherigen Vorgaben, sprachen sich 1963 nur mehr 35 Prozent für diese Möglichkeit aus. Die Einstellung der Frauen blieb hingegen relativ konstant. Beide Geschlechter votierten dafür verstärkt für eine Erschwerung des Scheidungsrechts.

Da sowohl der Fragebogen von 1949 als auch jener von 1963 sehr stark auf die Ehe fokussiert ist, fällt es schwer Items zu finden, die das tatsächliche Sexualverhalten der Befragten erfassen. Das folgende Item erfüllt diesen Anspruch noch am ehesten, richtet sich aber nur an verheiratete, verwitwete und geschiedene Personen. Die Antwortmöglichkeiten sind dabei auf Partnerinnen/Partner des jeweils anderen Geschlechts beschränkt:

„Hatten Sie vor Ihrer Ehe intime Beziehungen zu einer Frau (einem Mann)?“ (von Friedeburg 1953, 89 und Noelle/Neumann 1965, 592)

Wie Tabelle 4 zeigt, blieb gegenüber 1949 die Zahl jener, die vor ihrer Ehe einmal eine intime Beziehung unterhalten hatten, im Jahr 1963 konstant, während die sexuellen Kontakte mit einem Partner/einer Partnerin ebenso wie die regelmäßigen Beziehungen zunahmen. Der Anteil der Befragten, der vor der Ehe öfter sexuelle Kontakte mit verschiedenen Partnerinnen/Partnern unterhalten hatte, ging zurück. Besonders auffällig ist, dass Frauen ihre ersten Erfahrungen 1963 seltener mit ihrem späteren Ehemann sammelten als 1949, während sich bei den Männern diesbezüglich keine Veränderungen feststellen lassen.

Tabelle 4: Voreheliche Beziehungen

	1949		1963	
	(n = 1.010)		(n = 1.000)	
	♀	♂	♀	♂
Einmal	6	4	7	7
Öfter (mit einem Partner)	12	8	19	17
Öfter (mit verschiedenen Partnern)	16	53	9	45
Regelmäßig	3	11	5	6
Mit der künftigen Ehefrau/dem künftigen Ehem.	33	13	29	13
Nein	28	10	25	12
Keine Antwort	2	1	6	0

Quellen: von Friedeburg (1953, 89), Noelle/Neumann (1965, 592) (eigene Bearbeitung).

4.3 Der RALF-Report

4.3.1 Planung und Design

Die „Repräsentative Analyse sexueller Lebensformen“, kurz RALF, die 1978 von Klaus Eichner und Werner Habermehl in Kooperation mit der Universität Hamburg durchgeführt wurde, nahm sich den Hite-Report zum Vorbild. Das Ziel der Studie war es, aktuelle Daten zum Thema Sexualität zu sammeln und bereitzustellen, diese aber zudem mit Zitaten der Befragten zu ergänzen, „um so dem Leser neben den vom Computer errechneten Zahlen auch das Material vorzustellen, aus dem diese Zahlen entstanden sind“ (Eichner/Habermehl 1980, 8). Die Ergebnisse sollten daher nicht nur Auskunft über das Sexual-, sondern auch über das Sprachverhalten der deutschen Bevölkerung im sexuellen Bereich geben. Zwar wurde im Rahmen des RALF-Reports keine Analyse des sprachlichen Materials vorgenommen, allerdings weisen Eichner/Habermehl (1980, 24-25) auf das linguistische Potenzial ihrer Ergebnisse hin. Sie beschreiben ihre Forschungsarbeit zudem als erste Studie, die sich in der Tradition Kinseys bzw. Johnson und Masters mit dem Sexualverhalten der deutschen Bevölkerung auseinandersetzt, und wollen daher untersuchen, ob Unterschiede und Parallelen zwischen den USA und Deutschland bestehen. Dazu greifen sie auf Fragen aus verschiedenen US-amerikanischen Umfragen zurück. Aufgrund der Vielzahl von interessanten Themen entschlossen sich Eichner/

Habermehl (1980, 15-16), zwei Fragebögen mit 100 bzw. 88 Items zu erstellen, die sich in einigen Punkten unterschieden: So enthält die eine Version Items zum Thema Eifersucht, die andere Fragen zu Erfahrungen mit Seitensprüngen und auch manche Sexualpraktiken scheinen nur in einer Fassung des Fragebogens auf.

Die Daten basieren wie erwähnt auf einem Fragebogen, den die Studienteilnehmerinnen/-teilnehmer auf postalischem Weg erhielten. Dem Bogen lag neben einem frankierten Rücksendekувert auch ein Anschreiben bei, das über die Hintergründe der Studie und die Gewährleistung der Anonymität informierte. Die Rücklaufquote lag unter 20 Prozent und ist daher als äußerst gering einzustufen. Anders als bei den beiden älteren Umfragen bekamen Frauen und Männer denselben Fragebogen vorgelegt, um auch einen Vergleich zwischen den Geschlechtern zu ermöglichen. Die fehlenden Werte, die sogenannten missing values, sind nicht angegeben. Beide Versionen des Fragebogens beinhalten zahlreiche Items, die für Laien in keinem ersichtlichen Zusammenhang mit Sexualität stehen. So erheben Eichner/Habermehl (1980, 46-51) beispielsweise die Absicht der Befragten, in den nächsten fünf Jahren eine Fernreise zu unternehmen, interessieren sich für deren Sozialverhalten und wollen wissen, ob sie gelegentlich in einem französischen Restaurant speisen. Aus diesen Informationen konstruieren sie Eigenschaften, wie die politische Einstellung oder die Konsumhaltung, die sie in ihre Auswertung miteinbezogen. Derartige Items wechseln sich mit jenen zum Sexual- und Verhütungsverhalten sowie Einstellungen zu sexuellen Themen ab, während Fragen zur Soziodemografie den Abschluss bilden. Die Präsentation der Ergebnisse erfolgt in tabellarischer Form, wobei manche Daten in Kreuztabellen mit Variablen wie Alter, Schulbildung oder religiöser Überzeugung in Beziehung gesetzt werden. Leider verzichteten Eichner/Habermehl (1980) darauf, in diesen Fällen auch die Werte der gesamten Stichprobe anzugeben, die einen Vergleich mit anderen Studien erleichtern würden.

Lautmann attestiert dem RALF-Report weniger wissenschaftliche Qualitäten denn eine Nähe zur Reportliteratur. Zwar würde die Studie einige Instrumente der empirischen Sozialforschung anwenden, aber keine sozialtheoretische Interpretation anbieten. Da die Klaus Eichner und Werner Habermehl über einen entsprechenden sozialwissenschaftlichen Hintergrund verfügten, enttäuscht dieser Umstand Lautmann umso mehr. Er sieht daher die einzige Interpretationsleistung der Autoren in der Auswahl der wörtlichen Zitate, welche die Ergebnisse ergänzen sollen (Lautmann 2002, 223).

4.3.2 Beschreibung der Stichprobe

Die Grundgesamtheit für den RALF-Report bildete die Bevölkerung der BRD ab 18. Jahren. Da jedoch nicht die gesamten Adressen aller Bürgerinnen/Bürger bei einer zentralen Stelle gespeichert sind, entschloss man sich, eine mehrstufige Zufallsauswahl durchzuführen. Dazu zog man aus allen Regionen der BRD, also aus den Landkreisen und den kreisfreien Städten, eine Stichprobe, aus der wiederum ein Sample von Adressen gezogen wurde, sodass „in der endgültigen Zufallsstichprobe jeder 4.500ste Bürger der Bundesrepublik“ (Eichner/Habermehl 1980, 349) enthalten war. Da die Rücklaufquote der Studie nur 20 Prozent betrug, war es notwendig, die Zusammensetzung der Studienteilnehmerinnen/-teilnehmer mit jener der Grundgesamtheit zu vergleichen. Eichner/Habermehl (1980, 351-354) zogen dazu u.a. die Variablen „Familienstand“, „Ortsgröße“ und „Konfession“ heran. Die Gegenüberstellung der Daten ergab, dass das Sample des RALF-Reports die Grundgesamtheit nur in Ausnahmefällen repräsentiert. Die Ergebnisse der Studie sind daher „in demoskopischer Hinsicht durch systematische Fehler verzerrt“ (Eichner/Habermehl 1980, 354). Die Studienautoren führten daher eine weitere Kontrolle durch und beleuchteten die Verteilung psychischer Dispositionen und Werte. Diese ergab nur wenige Abweichungen, weshalb Eichner/Habermehl (1980) durchaus geneigt waren, von ihren Ergebnissen auf die gesamte deutsche Bevölkerung zu schließen.

4.3.3 Zentrale Ergebnisse

Zum Zeitpunkt der Erhebung hatten 11 Prozent der Befragten keine/keinen Sexualpartnerin/-partner. Die überwiegende Mehrheit, nämlich 71,5 Prozent unterhielt sexuelle Kontakte zu einer Person, mit der sie auch zusammenlebte, 10,5 Prozent zu einer Partnerin/einem Partner mit anderem Wohnort. 3 Prozent der Befragten gaben an, mehrere feste sexuelle Beziehungen zu pflegen, während 3,5 Prozent ihre Sexualpartnerinnen/-partner häufig wechselten. Eichner/Habermehl (1980) baten die Studienteilnehmerinnen/-teilnehmer auch, die Anzahl ihrer bisherigen Sexualpartnerinnen/-partner anzugeben. Rund 1 Prozent der Befragten hatte noch nie Geschlechtsverkehr gehabt, 16,5 Prozent mit einer Partnerin/einem Partner, 29 Prozent mit zwei bis fünf Frauen bzw. Männern. Insgesamt gaben die männlichen Befragten eine tendenziell höhere Zahl an Sexualpartnerinnen/-partnern an als die weiblichen.

Anders als bei der „Umfrage in der Intimsphäre“ oder bei der Studie für das Jahrbuch der öffentlichen Meinung gab es bei der Umfrage zum RALF-Report keine nach Geschlecht getrennten Fragebögen, weshalb auch Frauen zur Prostitution befragt wurden. Nach eigenen Angaben hatte bis zum Erhebungszeitpunkt keine der befragten Frauen eine Prostituierte oder ein männliches Pendant besucht. Eichner/Habermehl (1980, 185) waren daher überrascht,

dass das Item dennoch sehr ausführliche Antworten verbuchen konnte. Die Männer bezogen im gleichen Ausmaß Stellung wie die Frauen, wenngleich von diesen 39 Prozent über Erfahrungen mit Prostituierten verfügten. Die konkrete Fragestellung lautete:

„Beschreiben Sie bitte Ihre Einstellung zur Prostitution. Waren Sie schon einmal als Kunde bei einer/m Prostituierten? Was für Leute sind das Ihrer Meinung nach, die Kunden von Prostituierten? Können Sie sich vorstellen, selbst als Prostituierte(r) tätig zu sein? Was für Leute sind das Ihrer Meinung nach, die als Prostituierte tätig sind? Erzählen Sie bitte alles, was ihnen zur Prostitution einfällt“ (Eichner/Habermehl 1980, 49-50).

Wie viele Fragen im RALF-Report ist auch diese Item sehr lange und umfasst mehrere Dimensionen. Da es sich dabei allerdings um eine offene Fragestellung ohne vorgegebene Antwortkategorien handelt, steht es den Befragten frei, eine oder mehrere Dimensionen auszuwählen, auf die sie eingehen wollen, wodurch sich vermutlich die Quote der Antwortweigerer vermindert. Allerdings setzt die Beantwortung solcher komplexer Fragestellungen ein hohes Artikulationsvermögen sowie zeitliche Ressourcen voraus, weshalb sich nicht alle Personen mit dem Item gleichermaßen auseinandersetzen. Unklar bleibt bei vielen Items des Reports zudem, welchen Erkenntnisgewinn die Ergebnisse liefern konnten. Deren Auswertung mit statistischen Verfahren blieb auf ein Minimum begrenzt, während die Aussagen der Befragten zu den offenen Fragen thematisch geordnet präsentiert werden. Um aus diesen jedoch tatsächlich Informationen zum Sexualverhalten der deutschen Bevölkerung gewinnen zu können, bedürfte es einer tiefer gehenden quantitativen bzw. qualitativen Analyse.

Der Schwerpunkt des RALF-Reports liegt eindeutig auf Fragen zum Sexualverhalten, wobei sich Eichner/Habermehl (1980) auch für Praktiken wie Gruppen- oder analsex interessieren. Die Studie steht daher in diametralem Gegensatz zur „Umfrage in der Intimsphäre“ bzw. deren Nachfolgestudie aus dem Jahr 1963 und spiegelt eindrucksvoll die Veränderungen wider, die die Phase der sexuellen Liberalisierung auch in der empirisch-sozialwissenschaftlichen Sexualforschung herbeiführte.

4.4 Studentensexualität

4.4.1 Planung und Design

Veränderungen im Sexualverhalten bilden stets Wandlungsprozesse in der Privatsphäre und der gesellschaftlichen Konzeption von Partnerschaft und Familie ab. Da vor allem junge, mobile und gut ausgebildete Gruppen auf derartige Entwicklungen besonders sensibel reagieren, entschloss sich Ulrich Clement 1981 dazu, Studentinnen/Studenten als Zielgruppe für ihr Forschungsvorhaben auszuwählen, zumal für diese „die im deutschen Sprachraum früheste und

umfangreichste Vergleichsstudie vorliegt“ (Clement 1986, 21).⁴ Die Studienautorinnen/-autoren kontaktierten dafür 15 westdeutsche Universitäten und baten diese, eine Zufallsauswahl ihrer Studierenden vorzunehmen, die jede/jeden 45 Studentin/Studenten umfassen sollte. An diese verschickten die Universitäten rund 5.544 Fragebögen. Davon erreichten die Forscherinnen/Forscher 1.922 rechtzeitig vor dem Rücksendeschluss. Um einen Vergleich mit der Studie von 1966 zu ermöglichen, zog man bei der Konzeption des Fragebogens jenen der Vorgängerstudie heran. Da dieser 280 Items umfasste, nahm man zunächst eine Kürzung vor. Dabei entfielen einerseits Fragen zu speziellen sexuellen Praktiken und andererseits Items, die sich schon 1966 als unwichtig erwiesen hatten. Die übrigen Items wurden zum Teil sprachlich modifiziert und durch neue ergänzt (Clement 1986, 21).

4.4.2 Beschreibung der Stichprobe

Die Stichprobe setzt sich aus 1.106 Männern und 816 Frauen zusammen, die zum Zeitpunkt der Erhebung (1981) mindestens 18 Jahre alt waren. Da die letzte Altersklasse bei 30 Jahren beginnt und nach oben hin offen ist, bleibt unklar, wie viele Jahre die ältesten Befragten zählten. Die Mehrheit der Studierenden (83 Prozent) gab als Familienstand „ledig“, 15 Prozent „verheiratet“ an, 2 Prozent lebten in Scheidung. Die Medizinstudentinnen/-studenten machten die größte Gruppe innerhalb der Stichprobe aus, gefolgt von Studierenden der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften. Um Informationen zur Repräsentativität der Stichprobe zu erhalten, stellte man die soziodemografischen Daten den Studentinnen-/Studentenstatistiken der Universitäten sowie den Daten der 9. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks gegenüber. Dieser Vergleich zeigte, dass die Stichprobe nur gering von der Grundgesamtheit abweicht (Clement 1986, 22-24).

4.4.3 Zentrale Ergebnisse

Bei der Darstellung der Ergebnisse kann nur auf die von Clement (1986) mit deskriptiven, bi- und multivariaten Methoden vorgenommene Auswertung zurückgegriffen werden, da der Fragebogen dem Bericht leider nicht beiliegt.

Zum Zeitpunkt der Erhebung (1981) verfügten 86 Prozent der Männer und 91 Prozent der Frauen über Koituserfahrungen. 80 Prozent der Studenten und 85 Prozent der Studentinnen waren dabei im Jahr vor der Erhebung sexuell aktiv. Betrachtet man das Item „Koitusaktivität“ korreliert mit soziodemografischen Merkmalen, zeigte sich ein deutlicher Einfluss der religiösen

⁴ Clement bezieht sich an dieser Stelle auf die von Giese und Schmidt im Jahr 1966 durchgeführte Untersuchung zur Studentinnen-/Studentensexualität

Überzeugung bzw. der Anzahl der Kirchenbesuche. Jene Studierenden, die Religion ablehnend gegenüberstanden, verfügten über ein höheres Koitusvorkommen als ihre religiös überzeugten Kommilitoninnen/Kommilitonen. Noch größer fielen die Unterschiede beim Kirchenbesuch aus: Während 86 Prozent der Studenten, die nie die Kirche besuchen, im Jahr vor der Erhebung sexuell aktiv waren, lag der Anteil bei den regelmäßigen Kirchgängern bei 57 Prozent. Die Ergebnisse der Studentinnen bestätigen diesen Zusammenhang. Generell weichen die Angaben von Frauen und Männern nur geringfügig voneinander ab.

4.5 Sexual- und Verhütungsverhalten 16- bis 24jähriger Jugendlicher und junger Erwachsener

4.5.1 Planung und Design

Die Studie „Sexual- und Verhütungsverhalten 16- bis 24jähriger Jugendlicher und junger Erwachsener“ wurde im Jahr 1996 als repräsentative Wiederholungsbefragung im Auftrag der BZgA durchgeführt. Die Studie zielte darauf ab, die Situation der Jugendlichen zu erheben, Konzepte der Gesundheitspolitik bzw. Gesundheitsaufklärung zu entwickeln und „die Wirkung gesetzlicher Verordnungen sowie curricularer Maßnahmen im Schulsystem und deren Nebenwirkungen abzuschätzen“ (Hübner et al. 1998, 10). Das Design orientiert sich einerseits an der „Jugendstudie zur AIDS-Prävention und Kontrazeption“ (Schmidt et al. 1994), andererseits an der „Jugendstudie zum Einfluß neuer gesetzlicher Regelungen zum Paragraphen 218 auf das Verhütungsverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener“ (Nickel et al. 1995). Fragen aus beiden Untersuchungen sind in die Studie zum Sexual- und Verhütungsverhalten 16- bis 24jähriger Jugendlicher und junger Erwachsener integriert, um einen Vergleich der drei Studien zu ermöglichen. Ein Teil der Befragten wurde nach einer Zeitspanne von mindestens drei Wochen erneut zu Verhütungsmethoden befragt, wobei dieselben Items wie beim ersten Interview zum Einsatz kamen. Der Survey weist daher zugleich Querschnitt-, Längsschnitt- und Paneldesign auf. Die Datenerhebung erfolgte durch das Markt- und Sozialforschungsinstitut USUMA (Hübner et al. 1998) mit Sitz in Berlin (USUMA 2012), wobei eine Kombination aus persönlichem Interview und schriftlicher Befragung zur Anwendung kam. Auf einen Interviewteil folgte ein Abschnitt mit intimeren Items, den die Befragten selbst ausfüllten, „um die Verweigerungsrate sowie mögliche Interviewereffekte zu minimieren“ (Hübner et al. 1998, 19). Nach der Beantwortung des Fragebogens bestand für die Befragten die Möglichkeit, diesen mit einem Papiersiegel zu verschließen und so ihre Anonymität zu wahren. Die Befragung endete mit einem zweiten Interviewteil (Hübner et al. 1998, 19).

Die Studie zum „Sexual- und Verhütungsverhalten 16- bis 24-jähriger Jugendlicher und junger Erwachsener“ setzt sich aus Frageblöcken zu fünf Themengebieten zusammen:

- 1) Sexuelle Beziehungen und Lebensformen
- 2) Informationsanalyse und Verhütungsverhalten
- 3) Auswirkung gesetzlicher Maßnahmen
- 4) Kontrazeption und Gewohnheit
- 5) Verhütungsabsicht und Verhütungswirklichkeit

Die gewonnenen Daten wurden mit deskriptiven Verfahren, wie dem arithmetischen Mittel oder diversen Streuungsmaßen, bivariaten Analysemethoden, wie Kreuztabellen und Korrelationskoeffizienten und multivariaten Strukturgleichungsmodellen ausgewertet (Hübner et al. 1998, 13-19).

4.5.2 Beschreibung der Stichprobe

Das Markt- und Sozialforschungsinstitut USUMA führte vor der eigentlichen Erhebung zwei Pretests durch. Beim ersten Testlauf wurden 99 Studentinnen/Studenten der Justus-Liebig-Universität Gießen zu den neuen Items im Fragebogen befragt, während für den zweiten Pretest bundesweit 44 Interviews stattfanden. Die Ergebnisse der beiden Pretests bildeten die Grundlage für Überarbeitungen des Erhebungsinstrumentariums. Um einen Vergleich mit der „Jugendstudie zur AIDS-Prävention und Kontrazeption“ (Schmidt et al. 1994) durchführen zu können, aber auch aufgrund der finanziellen Voraussetzungen entschlossen sich die Verantwortlichen, die Stichprobe mittels Quotenverfahren zu ziehen. Die Daten des Statistischen Bundesamts bildeten die Grundlage für die Berechnung der entsprechenden Quoten, wobei die Merkmale Geschlecht, Bundesland und Größe des Wohnorts Berücksichtigung fanden. Die Stichprobe der Studie umfasste letztendlich 1.223 Personen im Alter zwischen 16 und 24 Jahren, von denen 260 an der Wiederholungsbefragung teilnahmen. Ein Vergleich der Zahlen des Statistischen Bundesamts und der Zusammensetzung der Stichprobe zeigt, dass letztere von den Werten der Grundgesamtheit (alle deutschen Staatsbürgerinnen/-bürger im Alter von 16 bis 24 Jahren) abweicht. Am deutlichsten zeigt sich die Differenz bei der Ost-West-Verteilung innerhalb der Stichprobe: Die Befragten aus den neuen Bundesländern sind mit 33,1 Prozent gegenüber 19,4 Prozent in den amtlichen Daten deutlich überrepräsentiert. Diesen Umstand haben die Verantwortlichen der Studie jedoch bewusst in Kauf genommen, „um eine ausreichend große Fallzahl für die Subgruppenanalyse der ostdeutschen BefragungsteilnehmerInnen zu gewährleisten und eine Vergleichbarkeit mit der Vorläuferstudie von 1994 zu ermöglichen“ (Hübner et al. 1998, 21). Da die anderen Abweichungen geringer ausfallen,

gehen Hübner et al. davon aus, diese vernachlässigen zu können und nehmen daher die Repräsentativität ihrer Stichprobe an (Hübner et al. 1998, 24).

4.5.3 Zentrale Ergebnisse

Die Autorinnen/Autoren der Studie sind der Überzeugung, dass die gewonnenen Ergebnisse sich lediglich dazu eignen, „ein ungefähres Bild über die sexuellen Neigungen der Befragten abzugeben“ (Hübner et al. 1998, 32), da sich viele Jugendliche und junge Erwachsene noch nicht ausschließlich zur Kategorie „hetero-“ bzw. „homosexuell“ zuordnen können oder wollen. Zudem weisen einige Fragen einen tendenziell heterosexuellen Bezug auf, was einige homosexuelle Jugendliche/junge Erwachsene von der Beantwortung des Fragebogens abgehalten haben dürfte. Insgesamt bezeichneten sich 77,6 Prozent der Befragten als ausschließlich heterosexuell, wobei sich Frauen mit 79,8 Prozent mehr dieser Kategorie zugehörig fühlten als Männer mit 75,4 Prozent. Als vorwiegend homosexuell stufen sich 1,7 Prozent der Studienteilnehmerinnen/-teilnehmer ein, 2,9 Prozent der Männer sowie 0,5 Prozent der Frauen. Den Varianten „weiß nicht“, „weder noch“, „vorwiegend homosexuell“ und „vorwiegend heterosexuell“ ordneten sich null bis 2,8 Prozent zu, während 13,5 Prozent der Befragten ihre sexuelle Orientierung als vorwiegend heterosexuell ansahen (Hübner et al. 1998, 33).

Von den befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen hatten 30,75 Prozent keine Partnerin/keinen Partner und keine sexuellen Beziehungen und 13,5 Prozent keine Partnerin/keinen Partner, aber sexuelle Beziehungen. 2,8 Prozent der Studienteilnehmerinnen/-teilnehmer befanden sich zum Zeitpunkt der Erhebung in einer Partnerschaft ohne sexuelle Kontakte, 49,55 Prozent in einer sexuell treuen Beziehung und 2,45 Prozent waren auch außerhalb ihrer Partnerschaft sexuell aktiv. Auffällig ist, dass sich deutlich mehr Frauen in einer treuen Partnerschaft mit oder ohne sexuelle Kontakte befanden als Männer, die sich häufiger den übrigen Kategorien zuordneten. Im Rahmen der Studie wurde auch erhoben, ob die Befragten über Koituserfahrung verfügen und wenn ja, mit wie vielen Partnerinnen/Partnern. 77,6 Prozent der Befragten, also rund drei Viertel, gaben an, bereits diesbezügliche Erfahrungen zu haben, während 21,7 Prozent bis zum Erhebungszeitpunkt noch keinen Geschlechtsverkehr hatten. Der Anteil jener, die sich einer Antwort entzogen, betrug 0,7 Prozent (Hübner et al. 1998, 34-39).

Der Fragebogen der Studie weist zahlreiche Items auf, bei denen sich die Befragten selbst auf einer Skala einordnen sollen. Ein Beispiel hierfür wäre die Aussage „Sexuell spontan zu sein, ist für mich...“ (Hübner et al. 1998, 169). Die entsprechende Skala reicht dabei von A „über-

haupt nicht wichtig“ bis G „sehr wichtig“. Positiv ist hier zu bemerken, dass alle Skalen nicht mit Zahlen, sondern mit Buchstaben versehen sind. Assoziationen mit den Schulnoten, die Ergebnisse häufig verfälschen, bleiben daher aus. Allerdings stehen sieben Skalenpunkte zur Auswahl. Unentschlossene Personen könnten daher dazu tendieren, stets die Mittelkategorie zu wählen.

4.6 Sexualleben der Deutschen

4.6.1 Planung und Design

Die Umfrage „Sexualleben der Deutschen“ stammt aus dem Jahr 2000. Das Fehlen des Artikels „das“ im Titel der Studie mag beim ersten Lesen bzw. Schreiben irritieren, beruht aber keineswegs auf sprachlichen, sondern auf inhaltlichen Überlegungen der Autorin/des Autors. Da es sich bei dem Survey aufgrund mehrerer Einschränkungen um Momentaufnahmen einiger Aspekte handelt, widerstrebt es Norbert Kluge und Marion Sonnenmoser, „von *dem* Sexualleben der deutschen Bevölkerung“ (2002, 4) zu sprechen. Auftraggeber der Studie war die Forschungsstelle für Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik der Universität Koblenz-Landau, die schon mehrere sexualwissenschaftliche Studien initiierte. Sowohl die Planung als auch die Auswertung der Daten oblag den Mitarbeiterinnen/Mitarbeitern der Forschungsstelle, während die Erhebung extern durch das EMNID-Institut erfolgte (Kluge/Sonnenmoser 2002, 3), das in der Politik- und Sozialforschung sowie in der Medienforschung aktiv ist (TNS EMNID 2012). Da die meisten der sozialwissenschaftlichen Studien zum Thema Sexualität, wie Kluge/Sonnenmoser (2002, 3) anmerken, aus den 1970er bzw. 1980er Jahren stammen, zielte die Umfrage darauf ab, aktuelle Daten zu gewinnen. Doch bereits das Lukrieren der benötigten ökonomischen Ressourcen entpuppte sich als erste Herausforderung des Projekts, denn weder Regierungsstellen noch private Stiftungen zeigten Interesse daran, dieses finanziell zu unterstützen. Die Durchführung der Studie wurde schließlich durch vier Sponsoren ermöglicht. Zu diesen zählen interessanterweise neben Beate Uhse International auch die MaPa GmbH, die durch ihre Marken BILLY BOY, Fromms und Blausiegel nach eigenen Angaben zu den führenden Kondomherstellern Deutschlands zählt (MaPa 2008).

Der Fragebogen, den man eigens für die Umfrage entwickelte, umfasst insgesamt 19 Items, von denen sich nur acht Items mit Sexualität beschäftigen, während die übrigen elf soziodemografische Informationen erheben. Trotz dieser geringen Zahl an Items „sollten mit den Fragen möglichst viele Bereiche der Sexualität untersucht werden“ (Kluge/Sonnenmoser 2002, 8). Tatsächlich setzt sich die Studie nur mit zwei Themen auseinander: mit Einstellungen zur Sexualität, denen sich sechs Fragen widmen, und dem Sexualverhalten der Befragten, das

zwei Items behandeln. Nach der Konzeption des Fragebogens erfolgte dessen Korrektur durch mehrere Personen aus dem universitären Bereich, ehe ihn auch EMNID überprüfte und einem Pretest unterzog. Nach eigenen Angaben verzichteten die Autorin/der Autor der Studie bei der Erstellung des Fragebogens auf „offene Antwortmöglichkeiten, Mehrfachantworten, neutrale Antwortmöglichkeiten und 'weiß nicht'-Antworten“ (Kluge/Sonnenmoser 2002, 9). Die Items sind daher aus Sicht der empirischen Sozialforschung keineswegs als erschöpfend einzustufen.

Bei der Erhebung bediente sich EMNID einer speziellen Erhebungstechnik. Am Beginn erhielten die Befragten von den Interviewerinnen/Interviewern ein Schreiben der Forschungsstelle für Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik, das über die Ziele der Untersuchung Auskunft gab, um sowohl die Teilnahmebereitschaft als auch das Verständnis und die Ehrlichkeit der Befragten zu steigern. Im Anschluss lasen die Interviewerinnen/Interviewer einen einleitenden Text vor und übergaben den Teilnehmerinnen/Teilnehmern eine Laptop. Auf diesem war der Fragebogen gespeichert, den EMNID mit einer Datenbank verbunden hatte. Die Beantwortung der Fragen passierte also nicht schriftlich, sondern am Computer. Bei technischen Problemen oder Verständnisfragen konnten sich die Befragten direkt an die Interviewerin/den Interviewer wenden. Durch dieses Verfahren sollte Anonymität gewährleistet und dadurch sozial erwünschtes Antwortverhalten verhindert bzw. ehrliche Antworten gefördert werden (Kluge/Sonnenmoser 2002, 8-9). Die Auswertung der Daten erfolgte mithilfe des Programmes SPSS (Statistical Package for the Social Sciences) und umfasste deskriptive, bi- und multivariate Verfahren.

4.6.2 Beschreibung der Stichprobe

Die Grundgesamtheit der Studie „Sexualleben der Deutschen“ war die Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland ab einem Alter von 14 Jahren. Die Auswahl der 2.404 befragten Personen basierte auf dem sogenannten Random-Route-Verfahren, „d.h. es wurden Zielhaushalte und innerhalb dieser Haushalte Zielpersonen nach den Prinzipien der Zufallsauswahl zur Befragung ausgewählt“ (Kluge/Sonnenmoser 2002, 15). Die Items, die eine soziodemografische Beschreibung der Stichprobe ermöglichen, wählte EMNID aus – die Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter der Forschungsstelle für Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik hatten auf diese keinen Einfluss. Von den 2.405 Personen waren 1.200, also 49,9 Prozent männlich, 1.205 (50,1 Prozent) weiblich. Zur besseren Darstellung des Alters wurden die Befragten in der deskriptiven Beschreibung der Stichprobe in sechs Altersklassen zusammengefasst. In der ersten Gruppe befinden sich die 14- bis 19jährigen, die innerhalb der Stichprobe

9,7 Prozent ausmachen. In die Kategorie 20 bis 29 Jahre fallen 19,3 Prozent aller Befragten, in die Kategorie 30 bis 39 Jahre 22,9 Prozent. 16,8 Prozent Personen waren zum Zeitpunkt der Erhebung 40-49, genau 15 Prozent 50-59 Jahre alt. Die letzte Altersgruppe umfasst alle Personen im Alter von 60 bis 92 Jahren. Diese Gruppe stellt 16,3 Prozent der gesamten Stichprobe. Neben dem Alter und dem Geschlecht der Befragten liegen auch Informationen zu deren Schulbildung, Familienstand und Konfession vor. Zudem erhob EMNID die Haushaltsgröße sowie Angaben zur Arbeit im Haushalt, das Herkunftsbundesland, die Größe des jeweiligen Wohnorts, den Berufsstatus und die Berufsgruppe sowie das Haushaltsnettoeinkommen (Kluge/Sonnenmoser 2002, 15-16). Um sicherzustellen, „daß die Stichprobe in ihrer Zusammensetzung der Struktur der Grundgesamtheit entspricht“ (Kluge/Sonnenmoser 2002, 9), erfolgte eine Gewichtung der Daten, die es ermöglichte, von einer Repräsentativität der Daten und Ergebnisse auszugehen. Die empirische Sozialforschung unterscheidet mit der Transformation und dem Redressement im Wesentlichen zwei Gewichtungsvariablen, die dann Anwendung finden, wenn keine Repräsentativität vorliegt (Gabler et al. 1994, 63). Leider gehen Kluge/Sonnenmoser (2002) in ihrem Bericht weder auf die Ursachen, die eine Gewichtung erforderlich machten, noch die Art der Gewichtung ein.

4.6.3 Zentrale Ergebnisse

Die erste Frage der Studie „Sexualleben der Deutschen“ sollte erheben, welche Assoziationen die Befragten mit dem Wort Sexualität verbinden. Dazu mussten die Teilnehmerinnen/Teilnehmer die Aussage „Menschliche Sexualität bedeutet für mich“ mit einer der folgenden vier Antwortmöglichkeiten vervollständigen (Kluge/Sonnenmoser 2002, 22-23):

- 1) Geschlechtsverkehr mit dem einzigen Zweck der Fortpflanzung
- 2) ausschließlich Geschlechtsverkehr, so dass andere sexuelle Verhaltensweisen außer Betracht bleiben
- 3) Sexualverhalten, bei dem Lust und Liebe praktisch keine Rolle spielt
- 4) Sammelbegriff für eine Anzahl von verschiedenen sexuellen Verhaltensweisen (z.B. Schmusen, Küssen, Zärtlichkeiten, Berührung von Brust und Brüsten (Brustpetting) oder von Genitalien (Genitalpetting), Geschlechtsverkehr, Selbstbefriedigung), bei denen auch der Lust- und Liebesaspekt bedeutsame Faktoren sind

Wie alle Items im Fragebogen wird auch dieses mit einem Textabschnitt eingeleitet, der im Wesentlichen bereits die eigentliche Fragestellung enthält. Sowohl der „Prolog“ als auch die Antwortkategorien sind bei fast allen Items relativ komplex formuliert und machen dadurch ein wiederholtes Lesen nötig. Dies provoziert hohe Abbruchraten sowie eine Tendenz zur Antwort-

verweigerung. Das dargestellte Item enthält zudem einige unklare Formulierungen, wie „praktisch keine Rolle“ oder „Liebesaspekt“. Entsprechend hoch ist auch die Zahl jener Personen, die zu dieser Frage keine Angabe machten (15,8 Prozent). 84,1 Prozent der Befragten entschieden sich für Antwort vier, 5,1 Prozent für Antwort drei. Für Kategorie zwei entschieden sich sechs Prozent der Teilnehmerinnen/Teilnehmerinnen, während 4,8 Prozent die erste Antwortmöglichkeit wählten.

Auch Item 3 ist aus methodischer Sicht nicht unproblematisch. Die Anweisung dazu lautet:

„Geben Sie bitte diejenige sexuelle Verhaltensweise an, der Sie die größte Bedeutung in Ihrem Sexualleben beimessen. Geben Sie bitte nur eine der nachstehenden Verhaltensweisen ein!“ (Kluge/Sonnenmoser 2002, 49)

Zur Auswahl standen hier die Kategorien:

- 1) Schmusen, Küssen, Zärtlichkeiten jeder Art
- 2) Brustpetting (Berühren der Brust bzw. der Brüste des Partners/der Partnerin)
- 3) Genitalpetting (Berühren der Genitalien des Partners/der Partnerin)
- 4) Geschlechtsverkehr
- 5) Selbstbefriedigung

Einerseits lassen sich die Kategorien nicht als erschöpfend bezeichnen, da nur wenige sexuelle Praktiken zur Auswahl stehen, andererseits ist fraglich, ob „Küssen“ als sexuelle Verhaltensweise gilt und ob die Kategorie „Zärtlichkeiten jeder Art“ nicht alle anderen Handlungen mit einschließt? Wie auch beim vorangegangenen Item war die Nonresponse-Quote mit 16,8 Prozent sehr hoch. Von den 2.001 Personen, die die Frage beantworteten, wählten etwas mehr als die Hälfte Kategorie eins, 37,2 Prozent Kategorie vier und 6,5 Prozent Kategorie drei. Jeweils etwas mehr als zwei Prozent gaben an, „Brustpetting“ und „Selbstbefriedigung“ die größte Bedeutung beizumessen.

4.7 Durex: Sexual Wellbeing

4.7.1 Planung und Design

In der Phase der sexuellen Liberalisierung begannen sich Unternehmen wie der Playboy oder verschiedene Printmedien verstärkt im Feld der empirisch-sexualwissenschaftlichen Sozialforschung zu engagieren. Im Vergleich dazu stieg der weltweit bekannte Kondomhersteller Durex im Jahr 1996 verhältnismäßig spät in dieses Segment ein (Durex 2007/2008). Zum aktuellsten Survey der Firma Durex aus dem Jahr 2006, der sich mit sexuellem Wohlbefinden

beschäftigt, liegen keine öffentlich zugänglichen Publikationen vor. Für die vorliegende Diplomarbeit wurde daher per E-mail Kontakt mit dem Unternehmen aufgenommen. Das Schreiben enthielt neben einer kurzen Vorstellung des Forschungsvorhabens die Bitte um die Zusendung eines etwaigen Berichts. Leider blieb eine Rückmeldung aus. Die nachfolgenden Darstellungen basieren daher auf dem Pressematerial zu den drei Teilstudien, die auf der Homepage von Durex unter der entsprechenden Rubrik zu finden sind.

Der Sexual Wellbeing Survey setzt sich aus drei Teilen zusammen, die den Namen „Sexuelle Zufriedenheit“, „Im Schlafzimmer“ und „Das große 'O'“ tragen. Zu jedem der Abschnitte steht auf der Homepage eine kurze Präsentation zur Verfügung, deren Veröffentlichung in den Jahren 2007/2008 erfolgte. Die Studie selbst wurde 2006 durchgeführt und erhebt klar wissenschaftlichen Anspruch, zumal der Aufbau der Präsentationen an jenen einer Forschungsarbeit erinnert. Den Anfang bildet jeweils eine kurze Definition von „sexuellem Wohlbefinden“, an den eine Darstellung der Methode sowie der Philosophie der Studie anschließt. Während sich die ersten der von Durex durchgeführten Untersuchungen vor allem „mit den 'physischen Eigenschaften' beim Sex (wie z.B. Häufigkeit und Dauer)“ (Durex 2007) beschäftigten, wollte das Unternehmen im Sexual Wellbeing Survey auch emotionale und soziale Aspekte des Sexuellen berücksichtigen (Durex 2007/2008). Wie den Erläuterungen zu entnehmen ist, erfolgte die Datenerhebung, die das Marktforschungsinstitut Harris Interactive durchführte und an der auch der Sexualwissenschaftler Kevan Wylie beteiligt war, mittels Online-Befragung. Welche Variante dieser Erhebungsmethode zum Einsatz kam, bleibt jedoch unerwähnt. Durex (2007/2008) betont die Repräsentativität der eigenen Studie, Informationen zur Stichprobenziehung oder zur Zusammensetzung des 26.032 Personen aus 26 Ländern umfassenden Samples suchen Interessierte allerdings vergeblich, weshalb auf das entsprechende Kapitel verzichtet werden muss.

4.7.2 Zentrale Ergebnisse

Der Aussage „Sex ist mir wichtig“ stimmten 59 Prozent der Deutschen zu, während 69 Prozent Sexualität als wichtigen Bestandteil eines ausgefüllten Lebens betrachteten. Zudem gilt Sex für 66 Prozent der Befragten als zentraler Faktor für Gesundheit und Wohlbefinden (Durex 2007/2008). Neben diesen Einstellungsfragen erhebt der Sexual Wellbeing Survey der Firma Durex vor allem Informationen zum Sexualverhalten, wie die Bereitschaft, über die eigenen sexuellen Wünsche zu sprechen, die Häufigkeit des Liebesspiels, dessen Dauer und die praktizierten Verhaltensweisen. Dabei zeigt sich, dass Vaginalverkehr am häufigsten praktiziert wird (87 Prozent), gefolgt von Oralverkehr (71 Prozent) und Massagen (70 Prozent). An letzter

Stelle stehen bei den Befragten aus Deutschland Telefonsex (11 Prozent) und Fesselspiele (13 Prozent). Mehrfachantworten waren bei diesem Item möglich.

4.8 Thematische Kontinuität

Wenngleich alle untersuchten Studien unterschiedliche Schwerpunkte aufwiesen, zeigte die Analyse, dass manche Themen über die Jahre aktuell blieben und in nahezu allen Umfragen aufgegriffen wurden. Die folgenden Abschnitte greifen einige dieser Themen auf. Ein Vergleich der Fragestellungen und Antworten soll Veränderungen bzw. Kontinuität sichtbar machen.

4.8.1 Der erste sexuelle Kontakt

Bereits „Die Umfrage in der Intimsphäre“ (von Friedeburg 1949) erhebt Daten zum ersten sexuellen Kontakt mittels zweier unterschiedlicher Items: „Können Sie sich an Ihr erstes sexuelles Erlebnis erinnern?“ und „Wie alt waren Sie damals?“ (von Friedeburg 1953, 86). Da es sich bei der im Jahr 1963 vom Institut für Demoskopie Allensbach durchgeführten Meinungsumfrage um eine verkürzte Neuauflage der „Umfrage in der Intimsphäre“ handelt (Habermehl 1993, 9), flossen dieselben Items in den Fragebogen ein, lediglich bei der Aufbereitung der Ergebnisse wurden im Jahrbuch der öffentlichen Meinung (Noelle/Neumann 1965, 590), vermutlich aus Gründen der Übersichtlichkeit und um bei der Publikation Platz zu sparen, Altersklassen gebildet. Die erste „Repräsentative Analyse sexueller Lebensformen“, kurz RALF, beinhaltet zum „ersten Mal“ Item 36 - „Meinen ersten sexuellen Kontakt (ohne daß es dabei zum Geschlechtsverkehr gekommen sein muß), hatte ich, als ich ... Jahre alt war“, Item 38 „Ich war ungefähr ... Jahre alt, als ich zum ersten Mal in meinem Leben Geschlechtsverkehr hatte“ und Item 45 „Ich war ... Jahre alt, als ich zum ersten Mal beim Geschlechtsverkehr einen Orgasmus hatte“ (Eichner/Habermehl 1980, 47). Ebenso differenziert geht die Umfrage zur Studentensexualität vor, die mit den Items „Alter beim ersten Petting“, „Alter beim ersten Petting mit Orgasmus“, „Alter beim ersten Koitus“ wie Eichner und Habermehl zwischen ersten sexuellen Erfahrungen und dem ersten Geschlechtsverkehr unterscheidet (Schmidt 1989, 20). Im Gegensatz dazu beschränkt sich die Studie zum Sexual- und Verhütungsverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener auf einen Aspekt: „Wie alt waren Sie bei Ihrem ersten Geschlechtsverkehr?“ (Hübner et al. 1998, 152/166). In den im Internet zugänglichen Veröffentlichungen zum Sexual Wellbeing Survey der Firma Durex fehlt eine entsprechende Frage zum „ersten Mal“. Allerdings sind in den drei Präsentationen generell keine Retrospektivfragen zum Sexualverhalten zu finden, da sich die Umfrage im Besonderen mit dem aktuellen Sexualleben und dessen Einfluss auf das individuelle Wohlbefinden beschäftigt (Durex 2007/2008).

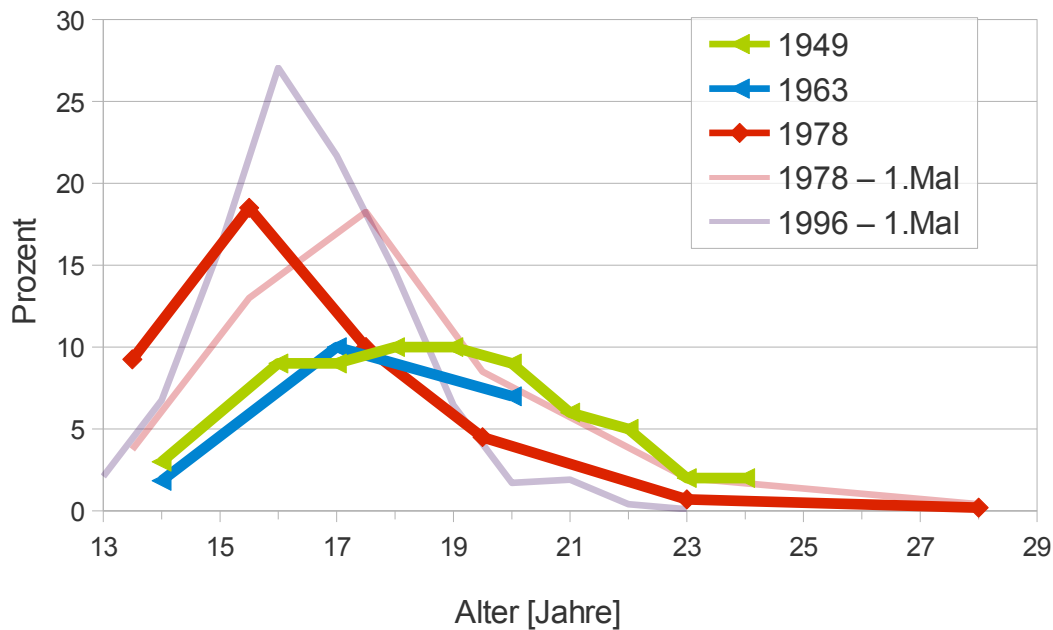


Abbildung 1: Alter bei den erste sexuelle Erfahrungen

Quellen: von Friedeburg (1953), Noelle/Neumann (1965), Eichner/Habermehl (1978), Clement (1986), Hübner (1998), eigene Bearbeitung

Abbildung 1 zeigt einen Polygonzug, der die Entwicklungen im Hinblick auf das Alter bei den ersten sexuellen Erfahrungen über den Zeitverlauf darstellt. Die Punkte kennzeichnen dabei stets die Mitte der Altersklassen, die auf der x-Achse (Abszisse) aufgetragen sind. Die y-Achse (Ordinate) bildet die Prozentwerte ab. Die kräftigen Linien symbolisieren die ersten sexuellen Erfahrungen, gleich welcher Art, die Linien im Hintergrund das Alter beim „ersten Mal“. Diese Darstellung ergibt sich aus den unterschiedlichen Fragestellungen der Studien. Für die Grafik wurde, sofern nach Geschlecht getrennte Auswertungen bestanden, der Durchschnitt der gesamten Stichprobe berechnet. Als Herausforderung erwiesen sich hingegen die unterschiedlich breiten Altersklassen und der Umstand, dass in allen Fällen sowohl die oberste als auch die unterste Klassen offen waren. Es lässt sich daher nur ein Ausschnitt von 13 bis 29 Jahren sinnvoll darstellen. Das abrupte Ende der blauen Linie (Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1963) ist durch den Umstand, dass die letzte Klasse „22 und älter“ sehr groß ist, zu erklären. Die grafische Aufbereitung der Antworten auf die Frage nach dem Alter bei der ersten sexuellen Erfahrungen macht deutliche Verschiebungen sichtbar. Während 1949 die Mehrheit der Befragten ihre ersten sexuellen Kontakte im Alter von 18 bis 20 Jahren unterhielten, lag das Durchschnittsalter 1978 in etwa bei 15,5 Jahren. Generell verläuft die grüne Kurve, welche die Ergebnisse der „Umfrage in der Intimsphäre“ verdeutlicht, wesentlich flacher.

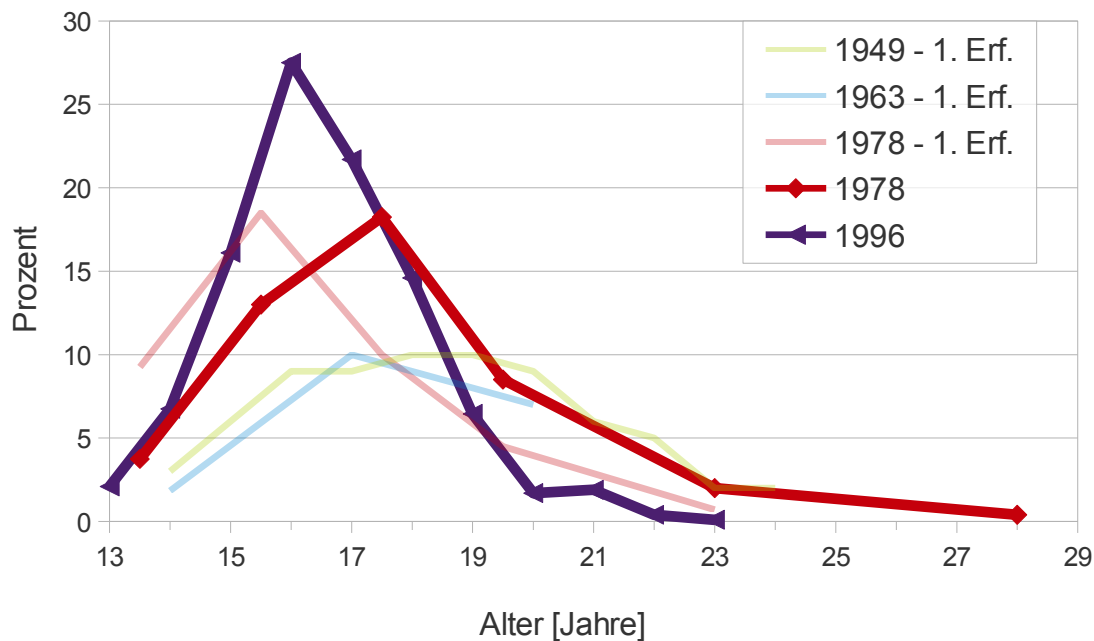


Abbildung 2: Alter beim „ersten Mal“

Quellen: von Friedeburg (1953), Noelle/Neumann (1965), Eichner/Habermehl (1978), Clement (1986), Hübner (1998), eigene Bearbeitung

In Abbildung 2 sind nun jene Linien, die in der vorangegangenen Darstellung im Hintergrund waren, deutlich hervorgehoben. Sie bilden das durchschnittliche Alter beim „ersten Mal“ im Jahr 1978 (RALF-Report) und im Jahr 1996 („Sexual- und Verhütungsverhalten 16- bis 24-jähriger Jugendlicher und junger Erwachsener“) ab. Dieses ist in der Zeit zwischen den beiden Umfragen merklich gesunken, da die Kurve des Jahres 1996 einerseits steiler verläuft, andererseits ihr Maximum bei rund 16,5 Jahren erreicht. Geht man davon aus, dass dem „ersten Mal“ andere sexuelle Handlungen vorausgehen, sind die Veränderungen zwischen 1949 und 1996 enorm.

4.8.2 Verhütung

In der „Umfrage zur Intimsphäre“ finden sich vier Fragen zum Thema Verhütung. Dabei handelt es sich allerdings ausschließlich um Einstellungsfragen, während das Verhalten der Befragten ausgeklammert bleibt. Während sich die Einstellung zum Verkauf von Verhütungsmitteln zwischen 1949 und 1963 nicht veränderte, nahm die Zahl jener Befragten, die sich für die Verwendung von Kontrazeptiva aussprachen, ab. Bei den Männern wird dieser Trend sehr deutlich sichtbar, denn die Zahl der Befürworter sank von 71 auf 65 Prozent.

Eichner und Habermehl formulieren im RALF-Report die Frage zu den verwendeten Verhütungsmethoden folgendermaßen:

„Um eine Schwangerschaft zu verhüten, habe ich in den letzten 12 Monaten vorwiegend praktiziert Coitus interruptus ('vorher aufhören', 'abspringen'), Präservativ (Gummischutz), Spirale, Rhythmusmethode (Knaus Ogino), Antibabypille, chemische oder mechanische Mittel bei der Frau (Crèmes, Pessare), Sterilisation des Partners, keine Vorkehrung getroffen“ (Eichner/Habermehl 1980, 48).

Unklar ist, ob es eine Kategorie „weiß nicht“ gab. Positiv fällt auf, dass auch die umgangssprachlichen Begriffe für die einzelnen Verhütungsmethoden in Klammer angeführt wurden, um Personen mit geringem Wissen über Verhütung die Antwort zu erleichtern. In der Studie zum Sexual- und Verhütungsverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener findet man zum Thema Verhütung, wie man bereits dem Titel entnehmen kann, sehr viele Items. Zur besseren Vergleichbarkeit mit den anderen Studien fiel die Wahl für eine Gegenüberstellung im Rahmen der vorliegenden Arbeit auf Frage 31:

„Welche der folgenden Verhütungsmethoden wenden Sie bzw. Ihre Partnerin/Ihr Partner zur Zeit überwiegend an?“ (Hübner et al. 1998, 149)

Die Auswahl umfasste lediglich die bekanntesten Verhütungsmethoden und war daher keineswegs erschöpfend, zumal die Kategorien „andere“ und „weiß nicht“ fehlten. Dies war auch beim entsprechenden Item der Studie „Sexualleben der Deutschen“ der Fall. Da Verhütung nach wie vor als Frauensache gilt und vermutlich einige Männer nicht über das Verhütungsverhalten ihrer Partnerin Bescheid wissen (Brückner/Böhnisch 2001, 138), wäre eine solche Antwortmöglichkeit sinnvoll. Die Fragestellung in der letztgenannten Umfrage beginnt wie immer mit einer kurzen Einleitung: „Wie haben Sie im Verlauf des letzten Jahres verhütet, wenn Sie Geschlechtsverkehr hatten und kein Kinderwunsch bestand?“, auf welche die eigentliche Formulierung folgt:

„Ich habe oder mein Partner/meine Partnerin hat in den letzten 12 Monaten hauptsächlich folgende Verhütungsmittel und Verhütungsmethoden angewendet, um nicht leichtfertig die Zeugung/Empfängnis eines unerwünschten Kindes zu riskieren“ (Kluge/Sonnenmoser 2002, 90).

Diese Frage erscheint auf mehreren Ebenen suggestiv. Zwar ist Geschlechtsverkehr ohne Verhütungsmittel tatsächlich als leichtfertig zu bezeichnen, sofern keine Kinder geplant sind, allerdings entspricht die Wortwahl keinesfalls dem Anspruch neutraler Sozialforschung. Zudem wirkt die Kombination der Begriffe „unerwünscht“ und „Kind“ etwas unglücklich, da sie besonders ins Auge sticht und negative Assoziationen weckt. Unklar bleibt, warum bei dieser Umfrage stets zwei Items zur Erfassung eines Sachverhalts notwendig sind, denn im Prinzip würde die bloße Anweisung als Fragestellung genügen. Sie ist in diesem Fall sogar prägnanter formuliert und beinhaltet zudem einen zentralen Aspekt, den die anderen Umfragen vernachlässigten. Paare, die sich Kinder wünschen, setzten keine Verhütungsmethoden ein und

wählen daher auch die Kategorie „keine“. Häufig wird jedoch bei der Interpretation der Ergebnisse das Nicht-Verhüten mit riskantem Sexualverhalten gleichgesetzt. Kluge/Sonnenmoser dürfte, wie ihre Fragestellung vermuten lässt, dieser Umstand bewusst sein, dennoch fehlt eine Antwortkategorie „keine, da Kinderwunsch bestand“, die eine exaktere Interpretation der Daten zulassen würde.

Die folgende Abbildung stellt nun das Verhütungsverhalten der deutschen Bevölkerung dar, wobei der Beobachtungszeitraum 28 Jahre umfasst.

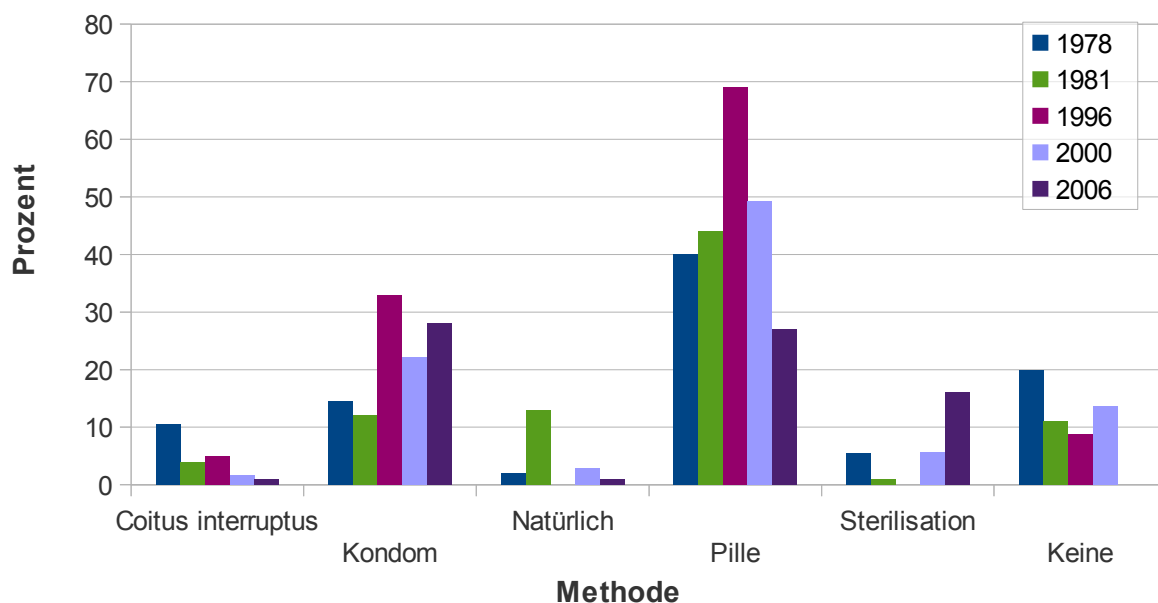


Abbildung 3: Methoden der Empfängnisverhütung

Quellen: Eichner/Habermehl (1978), Clement (1986), Hübner (1998), Kluge/Sonnenmoser (2002), Durex (2007/2008), eigene Bearbeitung

Die Grafik zeigt auf der Abszisse eine Auswahl verschiedener Verhütungsmethoden, die Ordinate bildet wiederum die Prozentwerte ab. Miteinbezogen sind auch die Ergebnisse der Erhebung zur Studentensexualität (1981), deren Fragestellung nicht bekannt ist, und des Sexual Wellbeing Survey (2006). Bei letzterem ließ sich zwar die genaue Formulierung des Items ebenfalls nicht eruieren, bekannt ist aber, dass die Befragten mehrere Verhütungsmethoden angeben konnten. Bei der von Durex durchgeführten Studie liegt das Kondom mit 28 Prozent knapp vor der Pille (27 Prozent) an erster Stelle. Da dieses Ergebnis signifikant von den anderen neueren Studien abweicht, liegt der Schluss nahe, dass es sich um eine systematische Verzerrung der Stichprobe handelt, denn vermutlich nahmen an der Online-Befragung der Firma Durex tendenziell mehr Personen teil, die auch deren Produkte benutzen. Allerdings verhüten vor allem junge Menschen „doppelt“, d.h. sowohl mit Pille als auch mit Kondom (Ittel et al. 2007, 25). Da die Auswahl mehrerer Antwortkategorien möglich war, und

tendenziell mehr junge Menschen an Online-Befragungen teilnehmen, könnte die Abweichung auch so zustande gekommen sein. Beim Betrachten der Grafik überrascht zudem die große Anzahl jener Personen, die 2006 im Rahmen der Durex-Umfrage angaben, sterilisiert zu sein.

Ein Vergleich aller fünf Studien macht klare Trends beim Verhütungsverhalten der deutschen Bevölkerung sichtbar. Während der Coitus interruptus sowie die natürlichen Methoden an Bedeutung verlieren, zählen das Kondom und die Pille vor allem bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu den beliebtesten Kontrazeptiva. Der Siegeszug der Pille bedingt jedoch die Tatsache, dass Verhütung gegenwärtig verstärkt in den Händen der Frauen liegt. Diese tendieren, wie die Studien zeigen, auch zu sicheren Methoden, wohingegen Männer signifikant häufiger Coitus interruptus praktizieren oder angeben, gar nicht zu verhüten.

4.8.3 Selbstbefriedigung

Bereits „Die Umfrage in der Intimsphäre“ widmet dem Thema Selbstbefriedigung zwei Items: „Glauben Sie, daß Selbstbefriedigung (Onanie) unter Männern stark verbreitet ist?“ und

„Sind Sie der Meinung, daß Selbstbefriedigung (Onanie) eine Gewohnheit minderwertiger Männer ist?“ (von Friedeburg 1953, 87),

wobei jedoch nur das erste Item, allerdings in Bezug auf Frauen, im Fragebogen der Frauen aufscheint. Eine Begründung, warum die zweite Frage den weiblichen Befragten nicht gestellt wurde, liefert von Friedeburgs Bericht den interessierten Leserinnen/Lesern nicht. Diese Fragen zeigen besonders deutlich, dass bei der Umfrage des Allensbacher Instituts für Demoskopie zur Intimsphäre, anders als bei Kinsey, der Fokus auf Fragen zur Einstellung und weniger auf dem tatsächlichen Handeln der Befragten liegt. Fraglich ist jedoch, ob die Studienautorinnen/-autoren besonders an der Meinung der deutschen Bevölkerung interessiert waren, oder ob sie auf Items zum Sexualverhalten bewusst verzichteten, um Konflikten mit politischen oder kirchlichen Instanzen vorzubeugen. Angesichts des Aufbaus des Surveys, der Hervorhebung der Ehe und den Interpretationen von Friedeburgs kann allerdings davon ausgegangen werden, dass die Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter des Instituts die damals gängigen Moralvorstellungen vertraten und explizite Fragen zu sexuellen Praktiken möglicherweise als anstößig empfanden.

Auch die Formulierungen der dargestellten Items zur Selbstbefriedigung deuten darauf hin, dass der „Umfrage in der Intimsphäre“ eine tendenziell eher konservative Sichtweise auf Sexualität zugrunde liegt. Durch die Nennung der Wörter „Selbstbefriedigung“ und „minderwertig“ in einem Atemzug erfolgt eine Verknüpfung der beiden Begriffe, die von den Studien-

autorinnen/-autoren bewusst oder unbewusst geschah und Assoziationen mit der seit der Antike gängigen negativen Sichtweise von Onanie weckt (Köllner 2001, 25). Die Ablehnung dieser sexuellen Praktik hatte sich in der Periode der Aufklärung noch verstärkt und galt als Gefahr für das rationale Subjekt, da sie aufgrund der heimlichen Ausübung keinerlei Beschränkungen unterlag und stärker mit der Fantasie als dem Geist in Verbindung stand. Auch die Disziplin der Psychologie, die sich Anfang des 20. Jahrhunderts etablierte, griff die derartige Betrachtungsweise auf und deklarierte Selbstbefriedigung als „a failure of the path that should transform the egoistical, sensual infant into a civilized child“ (Heineman 2011, 4). Diese nach wie vor präsenten Vorstellungen könnten der Grund sein, weshalb 32 Prozent der befragten Männer bei der Beantwortung des zweiten Items die Kategorie „unentschieden“ wählten, um einerseits ihr eigenes Verhalten nicht als „minderwertig“ zu deklarieren und um andererseits nicht den Anschein zu erwecken, selbst Selbstbefriedigung zu betreiben. Auffällig ist, dass der Bericht zur Umfrage weder auf die Ergebnisse der beiden Items zur Selbstbefriedigung noch auf jene zur Homosexualität näher Bezug nimmt, dieser konzentriert sich beinahe ausschließlich auf das „moralisch einwandfreie“ Thema Ehe. Auch die Zeitschrift „Wochenend“, die als Finanzier der Studie autorisiert war, deren Ergebnisse zu publizieren, griff weder die Daten zur Homosexualität noch jene zur Selbstbefriedigung auf (Steinbacher 2011, 163). Ganz anders als „Die Umfrage in der Intimsphäre“ (1949) geht der RALF-Report an das Thema heran:

„Beschreiben Sie bitte, was Sie empfanden, als Sie sich das letzte Mal selbst befriedigten. Wie taten Sie es? Welche Empfindungen hatten Sie? Phantasien? Welche? Orgasmus? Benutzen Sie Vibratoren o. ä.“ (Eichner/Habermehl 1980, 49).

Wie viele Items des Reports beinhaltet auch dieses viele unterschiedliche Dimensionen und wirkt nicht wie ein Ausschnitt aus einem wissenschaftlichen Fragebogen. Vielmehr weist es geradezu voyeuristische Züge auf, die die Verkürzung der Sätze zu verstärken scheint. Auch der Häufigkeit der Selbstbefriedigung, dem Orgasmus und den Hilfsmitteln für die Selbstbefriedigung ist je ein Item gewidmet. Auch die Umfrage zur Studierendensexualität setzt sich ausführlich mit dem Thema Masturbation auseinander, die genaue Fragestellungen bleiben jedoch ungenannt. 92 Prozent der Studenten sowie 74 Prozent der Studentinnen verfügten demnach im Jahr 1981 über Erfahrungen mit Selbstbefriedigung und geringfügig weniger, „nämlich 89% bzw. 73%, hatten auch in den 12 Monaten vor der Befragung masturbiert“ (Clement 1986, 39).

„Selbstbefriedigung wird von vielen Menschen heutzutage als eine sexuelle Verhaltensweise angesehen wie jede andere auch (z.B. Austausch von Zärtlichkeiten, Petting, Geschlechtsverkehr). Inwieweit stimmen Sie der folgenden Aussage zu?: 'Selbstbefriedigung ist keine Ersatzhandlung, sondern eine eigenständige Form der Sexualität, die zwar nicht auf eine Partner/eine Partnerin ausgerichtet ist, aber vom einzelnen als lustvoll erlebt wird'.“ (Kluge/Sonnenmoser 2002, 125).

Wie die anderen Items aus der Studie „Sexualleben der Deutschen“ ist auch jenes zum Thema Selbstbefriedigung äußerst komplex formuliert, doch der Verweis auf die Einstellung „vieler Menschen“ verleiht der Fragestellung zusätzliche Brisanz. Dadurch suggerierten die Studienautorinnen/-autoren eine kollektive Zustimmung zur Masturbation und lenken die Befragten, auch durch die Verwendung des Begriffes „lustvoll“, in eine konkrete Richtung. Vom Sexual Wellbeing Survey sind lediglich die Ergebnisse, nicht jedoch die Fragestellungen verfügbar. Diese besagen, dass 92 Prozent der Befragten nach eigenen Angaben gelegentlich masturbieren und 40 Prozent wöchentlich.

5. Schlussbetrachtung und Diskussion

5.1 Schlussbetrachtung

Die vorliegende Arbeit hat den Umstand, dass empirisch-sexualwissenschaftliche Studien aus Deutschland bislang nur in einer Diplomarbeit aus den 1980er Jahren einem Vergleich unterzogen wurden, zum Anlass genommen, sieben Umfragen aus sechs Jahrzehnten eingehend zu analysieren. Der Fokus der Betrachtung lag dabei vor allem auf den angewandten Methoden, Fragestellungen und Ergebnissen.

Die untersuchten Surveys bilden einen Zeitraum ab, in welchem sich die gesellschaftlichen und mit ihnen die sexuellen Verhältnisse grundlegend veränderten. Die unmittelbaren Nachkriegsjahre waren eine Phase der unverhofften Liberalität, von der vor allem Frauen und homosexuelle Männer profitierten. Während erstere Freiräume nutzten und die Institution Ehe zunehmend infrage stellten (de Nuys-Henkelmann 1990, 107-111), konnten letztere nach der Verfolgung im Nationalsozialismus neue Hoffnungen auf eine Abschaffung des Paragraphen 175 schöpfen (Herzog 2005, 111). Doch die konservative Adenauer-Ära sowie das Erstarken der christlichen Kräfte setzten dieser ersten Phase der sexuellen Liberalisierung ein Ende. Die Ehe, die Sexualität legitimierte, galt nunmehr nicht ausschließlich als persönliche Angelegenheit, sondern erhielt auch eine soziale bzw. politische Dimension, da sie in den Augen der konservativen Kräfte die Voraussetzung für die Gründung einer Familie bildete. Diese betrachtete man als Keimzelle des „neuen“ Staates und als Hort einer christlich-bürgerlichen Sexualmoral, weshalb Familien zunehmende Unterstützung erfuhren. Alternative Lebens- und Sexualformen sowie Abtreibung stießen indessen auf breite Ablehnung und wurden verstärkt strafrechtlich verfolgt (de Nuys-Henkelmann 1990, 110-115).

Zwar zeigte u.a. die große Nachfrage nach pornografischen Bildmaterial, dass die Einstellung der Bevölkerung zum Thema Sexualität von jener der führenden politischen Kreise abwich, der öffentliche Widerstand gegen die herrschende Sexualmoral begann jedoch erst in den Jahren ab 1968 mit den Protesten von Studierenden bzw. Schülerinnen/Schülern, denen sich rasch Frauenrechtsaktivistinnen/-aktivisten und Vertreterinnen/Vertreter der Homosexuellenbewegung anschlossen (Herzog 2005, 271-273). Diese gesellschaftlichen Entwicklungen und die daraus resultierenden Veränderungen im Sexualverhalten werden häufig unter dem Begriff „Sexuelle Revolution“ subsumiert. Da man das Schlagwort „Revolution“ in der Geschichtsforschung zumeist mit plötzlichen, radikalen Umbrüche in Verbindung bringt, scheint der Ausdruck für die bereits in den 1950er Jahren einsetzende Wandlungsprozesse, die auch die Zu-

lassung der Antibabypille maßgeblich beeinflusste, wenig geeignet. In der historischen Sexualforschung hat sich daher der Terminus „sexuelle Liberalisierung“ etabliert (Eder 2009, 224). Die gesellschaftlichen Diskurse dieser Phase ließen Tabus aufbrechen, „die in einer demokratischen Gesellschaft von Konsumenten längst störten“ (Schmidt 2011, 10). Aber nicht nur die öffentliche Wahrnehmung von Sexualität sowie die sexuelle Praxis durchliefen einen Wandlungsprozess, auch auf der juristischen Ebene zeichneten sich Neuerungen ab. So wurden beispielsweise der Kuppeleiparagraf und der Pornografieparagraf abgeschafft bzw. eingeschränkt und Verhütung ebenso wie Abtreibung legalisiert. Auch in den Schulen hielt das Thema Sexualität nun offiziell Einzug – 1978 verankerte das Bundesverfassungsgericht das Recht der Schulen auf Sexualerziehung (Sigusch 2008, 440).

Anders als die beiden Jahrzehnte zuvor brachten die 1980er Jahre in sexueller Hinsicht auf den ersten Blick keine radikalen Veränderungen mit sich. Doch das Auftreten einer neuen Krankheit, AIDS, die wie sich herausstellte, u.a. durch intime Kontakte übertragbar ist, veränderte den Blick auf die menschliche Sexualität erneut. Sie führte den Menschen deutlich vor Augen, dass Sexualität nicht nur Vergnügen bereiten, sondern auch Gefahren mit sich bringen kann (Dür 2000, 279).

Nach der sogenannten sexuellen Revolution der späten 1960er Jahre und der Genderrevolution, die in den 1980er Jahren einsetzte und die männliche Dominanz einschränkte, befinden wir uns nach Ansicht von Schmidt (2011, 10-11) seit den 1990er Jahren in einer Phase der partnerschaftlichen und familiären Revolution. Diese steht in engem Zusammenhang mit den vorangegangenen Umbrüchen und bedingt die Veränderung von sozialen Beziehungen. Diese basieren nicht länger auf gesellschaftlichen Vorgaben oder institutioneller Legitimation. Ihre Grundlage bildet nun die Verhandlung. Nahezu alle Familienmodelle und Formen sexueller Aktivität sind nun möglich, sofern sie auf einem Konsens gleichberechtigter Partnerinnen/Partner beruhen. Während Schmidt (2011) also von einer weiteren Liberalisierung und Pluralisierung der sexuellen Praxis ausgeht, meint Habermehl (1993, 7), Anzeichen einer neuerlichen sexuellen Restauration zu bemerken, die eine Fokussierung auf das bürgerliche Modell der Kleinfamilie mit sich bringt. Diese These wird jedoch in der Literatur nicht weiter verfolgt und kann daher weder bestätigt noch widerlegt werden.

Als gesichert gilt hingegen die Omnipräsenz der Sexualität in der heutigen Zeit. Dies sei jedoch laut Foucault (1983, 27-31) kein neues Phänomen, denn schon seit dem 17. Jahrhundert stehe das Thema im Mittelpunkt öffentlicher Debatten. Zu dieser Diskursivierung der Sexualität trug ihm zufolge auch die Wissenschaft, die „scientia sexualis“, maßgeblich bei, die sich Mitte des

19. Jahrhunderts aus der Medizin entwickelte und sich zunächst vor allem dem nach damaligen Maßstäben abweichenden Sexualverhalten (Sigusch 2008, 15-16) und der Kontrolle des Sexualtriebs widmete (Lenz/Funk 2005, 24). Am Beginn des 20. Jahrhunderts setzte allerdings eine verstärkte Betrachtung sozialer und kultureller Aspekte von Sexualität ein, die u.a. von Hirschfeld und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des von ihm gegründeten Instituts für Sexualwissenschaft vorangetrieben wurde und auch Kinseys Arbeiten auszeichnet. Die Machtergreifung der Nationalsozialisten versetzte der blühenden jungen Disziplin jedoch einen schweren Schlag, von dem sie sich nach Ansicht von Sigusch (2008, 375) bis heute nicht erholt hat.

Innerhalb der Sexualwissenschaft dominieren zwei Betrachtungsweisen der menschlichen Sexualität, denen sich im Wesentlichen alle gängigen Theoriekonzepte zuordnen lassen. Während die essentialistische Auffassung Sexualität als biologisches Phänomen, als Zusammenspiel von Genen und Hormonen konzipiert, betrachten sozial-konstruktivistische Perspektiven Sexualität als Produkt gesellschaftlicher Umstände. Ausgehend von diesen beiden Ansätzen ergeben sich auch unterschiedliche Herangehensweisen an Fragen zur Sexualitätsgeschichte sowie entsprechende Quellen. Der Fokus des Essentialismus liegt klar auf körperlichen Vorgängen: Disziplinen wie die Geschichtswissenschaften, die Psychologie oder die Soziologie sollen dazu beitragen, diese nachzuvollziehen (Eder 2009, 250-251). Im Gegensatz dazu rückt die sozial-konstruktivistische Sicht biologische Aspekte der Sexualität in den Hintergrund. Sie will vielmehr öffentliche Diskurse, Werte und Normen beleuchten und dekonstruieren (Villa 2009, 119-121). Lenz und Funk (2005, 25) vertreten die Meinung, dass mittlerweile sozial-konstruktivistische Sichtweisen im wissenschaftlichen Feld dominieren, während im Alltagsdenken essentialistische Bilder weiterhin vorherrschend seien. Clement (1986, 1) hingegen geht davon aus, dass sozialwissenschaftliche Forschungsarbeiten in der Sexualforschung an Bedeutung verlieren, während die Zahl medizinisch-therapeutischer Studien zunimmt. Die Debatten rund um das IfS in Frankfurt, das der Goethe Universität angegliedert war, scheinen seine These zu bestätigen. Die Schließung des Instituts im Jahr 2006 und die Angliederung der Sexualwissenschaftlichen Ambulanz an das Zentrum für Psychiatrie, bedeuteten das Ende der jahrelangen Kooperation mit den kultur- und gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen sowie das Ende einer sexualwissenschaftlichen Ausbildung für Nicht-Medizinerinnen/Nicht-Mediziner in Frankfurt (Sigusch 2007, 240).

5.2 Zusammenfassung der Ergebnisse

Die untersuchten Studien decken einen Zeitraum von 57 Jahren ab. Die älteste Erhebung stammt aus dem Jahr 1949, die aktuellste aus dem Jahr 2006. Insgesamt wurden 10.597 Personen im Alter zwischen 14 und 92 Jahren befragt, wobei die größte Stichprobe 2.405, die kleinste 1.000 Männer und Frauen umfasst. Die größten Unterschiede lassen sich im Hinblick auf die Anzahl der abgefragten Items ausmachen. Während die Studie zum Sexual- und Verhütungsverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener (1996) mit 216 die größte Anzahl an Items aufweist, setzt sich der Fragebogen zum Sexualleben der Deutschen (2000) aus 19 Fragen zusammen, von denen sich lediglich acht mit Sexualität beschäftigen. Das Ziel der Studien, Informationen zu möglichst vielen Bereichen der menschlichen Sexualität zu sammeln, dürfte damit kaum erreicht worden sein. Alle eingebundenen Studien erheben wissenschaftlichen Anspruch und wurden, mit einer Ausnahme, dem Sexual Wellbeing Survey der Firma Durex, von Forschungseinrichtungen konzipiert. Allerdings waren an der Finanzierung der „Umfrage in der Intimsphäre“ und dem Survey „Sexualleben der Deutschen“ eine Zeitung bzw. zwei Konzerne aus der Erotikbranche beteiligt. Unklar bleibt, welche Auswirkungen derartige Kooperationen auf die Wahl der Items bzw. die Darstellung der Ergebnisse haben.

Die Auswahl der Untersuchungsobjekte erfolgte bei drei der sieben Studien mittels Quotenwahl. Wenngleich Hübner et al. (1998, 21) in ihrem Bericht die Vorteile dieser Methode herausstreichen, sehen Schnell et al. (2008, 300-304) die Quotenwahl kritisch. Sie weisen darauf hin, dass entsprechende Untersuchungen, welche die Gleichwertigkeit von Quoten- und Zufallsstichproben belegen, zumeist von kommerziellen Instituten stammen. Empirische Vergleiche zeigen jedoch häufig, dass die gewonnenen Ergebnisse voneinander abweichen. Sie vertreten daher die Meinung, dass, sofern man exakte Daten gewinnen will, es keine Alternative zur Zufallsstichprobe gibt. Generell spielt die Repräsentativität der Stichprobe gerade in der empirisch-sozialwissenschaftlichen Sexualforschung eine zentrale Rolle, da die Rücklaufquoten aufgrund der sensiblen Fragestellungen meist sehr gering sind. Es sollte daher unbedingt überprüft werden, inwieweit die Verteilung bestimmter Merkmale innerhalb der erlangten Stichprobe jener in der Grundgesamtheit entspricht. Gibt es keine Übereinstimmung, gilt es, eine Gewichtung vorzunehmen. Kluge/Sonnenmoser (2002, 9) geben zwar in ihrer Publikation an, eine solche Berechnung vorgenommen zu haben, Details dazu lassen sich dieser jedoch nicht entnehmen.

Generell erfüllt nur die Umfrage zum „Sexual- und Verhütungsverhalten 16- bis 24-jähriger Jugendlicher und junger Erwachsener“ den Anspruch der vollkommenen Transparenz. Bei allen

anderen Studien fehlen die Fragebögen, genaue Angaben zur Stichprobe, Hinweise zu verwendeten Berechnungsmethoden oder die genaue Auswertung einzelner Items. Dieses Ergebnis bestätigt die Beobachtung von Ericksen/Steffen (1999, 220), dass im Feld der Sexualwissenschaft wenig Austausch mit Kolleginnen/Kollegen stattfindet. Sie führen diesen Umstand darauf zurück, dass sich die Disziplin ständigen Anfeindungen von konservativer Seite ausgesetzt sah bzw. sieht und es daher vermeiden wollte/will durch eine allzu transparente Dokumentation der angewandten Methoden zusätzliche Angriffsflächen zu schaffen. Diese „Taktik“ erschwert jedoch die Arbeit mit derartigen Studien enorm. Denn einerseits machen es die teils spärlichen Berichte schwer, einzelne Forschungsschritte nachzuvollziehen oder die Aussagekraft der Daten zu bewerten, andererseits schränkt die ständige Neukreation von Erhebungsinstrumenten die Vergleichbarkeit der Studien ein.

Ein weiterer Aspekt, der eine Gegenüberstellung der Ergebnisse der einzelnen Studien im Rahmen dieser Arbeit erschwerte, war jener des Alters der Befragten. Während sich die Umfrage zum Sexual- und Verhütungsverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener dezidiert an Personen im Alter von 16 bis 24 Jahren richtete und jene zum Sexualverhalten Studierender eine bestimmte soziale Gruppe untersucht, strebten die Autorinnen/Autoren der anderen Surveys danach, das Sexualleben der gesamten erwachsenen Bevölkerung zu erheben. Der Eigenschaft „erwachsen“ liegen jedoch bei den einzelnen Studien verschiedene Definitionen und Gesetzeslagen zugrunde. So wurden bei der „Umfrage in der Intimsphäre“ und der Erhebung für das Jahrbuch der öffentlichen Meinung Personen ab 20 Jahren interviewt, beim RALF-Report Männer und Frauen ab 18 Jahren und bei den neuesten Studien aus dem Jahr 2000 bzw. 2006 bereits Personen ab 14 Jahren. Die Altersgrenze zur sexuellen Mündigkeit hat sich also in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten kontinuierlich nach unten verschoben. Die Abbildungen 1 und 2 (siehe Seite 71-72) verdeutlicht die Folgen der Uneinheitlichkeit der Altersgrenzen bzw. der gebildeten Altersklassen: Der Polygonzug ergibt kein vollständiges Bild, sondern kann nur Ausschnitte der Daten einfangen.

Neben der Altersverteilung innerhalb der Stichproben haben sich auch die Forschungsinteressen über die Jahre hinweg erheblich verändert. So legen „Die Umfrage in der Intimsphäre“ des Allensbacher Instituts für Demoskopie und die daraus verfasste Analyse von Friedeburgs den Fokus auf die Ehe, die nach dessen Ansicht eine zentrale Institution darstellt und daher in jeder menschlichen Kultur zu finden ist. Auch die Studie für das Jahrbuch der öffentlichen Meinung greift einen großen Teil der Fragen zur Ehe auf. Ganz anders liegen die Dinge beim RALF-Report des Jahres 1978. Hier spielt Ehe keine Rolle mehr, der Schwerpunkt liegt eindeutig auf der sexuellen Praxis der Befragten. Während sich die beiden älteren Studien

noch verschämter Umschreibungen bedienen und die Einstellung zu „intimen Beziehungen“ erhoben, fragten Eichner/Habermehl (1978) ganz offen nach den sexuellen Fantasien, dem Einsatz von Sexspielzeug und der Häufigkeit von Anal- bzw. Oralverkehr. Auch wenn die Fragestellungen teilweise voyeuristische Züge aufweisen, zeigen sie dennoch eindrucksvoll, wie sehr die sexuelle Liberalisierung das Sprechen über Sexualität verändert hat. Anders als Eichner/Habermehl (1978, 8), die in ihrer Publikation bewusst Zitate einsetzen, um die sexuelle Sprache der deutschen Bevölkerung sichtbar zu machen, sind die Autorinnen/Autoren der nachfolgenden Studien bestrebt, die wissenschaftlichen „Nüchternheit“ zu wahren, auch wenn sie sich, wie Kluge/Sonnenmoser, mit ihrem Werk dezidiert an nicht-wissenschaftliches Publikum wenden. Ähnlich dem RALF-Report stellen aber auch die späteren Umfragen das Verhalten der Befragten in den Vordergrund und weniger deren Einstellungen. These 3, die von einer Veränderung der Fragestellungen im untersuchten Zeitraum ausgeht, kann somit als bestätigt angesehen werden, da sich nicht nur die Formulierungen der Items, sondern auch die Forschungsthemen gewandelt haben.

Ein Thema das allerdings in fünf der untersuchten Studien vorkommt, ist jenes der Selbstbefriedigung. Während die Umfrage zur Intimsphäre (1949) und jene zum „Sexualleben der Deutschen“ (2000) die Einstellung zur Onanie erheben, widmen sich der RALF-Report (1978), die Befragung zur Studentensexualität (1981) und der Sexual Wellbeing Survey (2006) dem Verhalten der Befragten. Die Ergebnisse der „Umfrage in der Intimsphäre“ zum Aspekt der Selbstbefriedigung lassen sich schwer interpretieren, da rund ein Drittel der Befragten bei der Frage, ob Onanie eine Gewohnheit „minderwertiger Männer“ (von Friedeburg 1953, 87) sei, die Kategorie „unentschieden“ wählte. Aufgrund des negativen Images, das Selbstbefriedigung lange Zeit besaß, liegt der Schluss nahe, dass jene Männer, die dem Statement weder zustimmten noch es ablehnten, ihre eigenen Erfahrungen mit Onanie verschleiern wollten (These 2). Anders stellt sich die Situation im Jahr 2000 dar. Damals sahen 69,9 Prozent der Befragten Selbstbefriedigung als eigenständige Form der Sexualität an, während 30,1 Prozent diese Ansicht nicht teilten. Allerdings stellt sich angesichts der doch recht unterschiedlichen Itemformulierungen die Frage nach der Vergleichbarkeit der Ergebnisse. Da aus der Zeit zwischen den Studien keine Daten zur Einstellung der deutschen Bevölkerung zum Thema Masturbation vorliegen, kann Habermehls Annahme (1993, 7) einer erneuten geistigen Phase der sexuellen Restauration weder bestätigt noch verworfen werden. Dennoch lässt sich an den Daten von 1949 und 1963 ablesen, dass sich die konservative politische Sexualmoral auch in der Meinung der Bevölkerung widerspiegelt (These 1).

Wie eine der Fragen zur Selbstbefriedigung ist auch jene zur Erfahrung mit Homosexualität bzw. mit Prostitution bei der „Umfrage in der Intimsphäre“ nur im Fragebogen der Männer angeführt. Während man das Item zur Prostitution auch 1963 nicht in den Fragebogen der Frauen integrierte, wollte man dennoch auch zum Thema Homosexualität die Meinung der Frauen erfassen. Der RALF-Report hingegen differenzierte nicht nach Geschlecht, die Befragungsbögen waren für alle Studienteilnehmerinnen/-teilnehmer gleich, ebenso wie bei den nachfolgenden Studien. Zwar verfügte die Studie zum Sexualverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener über zwei Fragebögen. Diese unterscheiden sich jedoch nicht in Hinblick auf die Items, sondern in den gegenderten Formulierungen. Die Gleichberechtigung in sexualwissenschaftlichen Studien dürfte daher erreicht sein (These 4). Eine Analyse des Sexualverhaltens von Frauen und Männern ergab, dass auch hier ein Annäherungsprozess stattgefunden hat. So unterhielten Frauen 1963 bereits tendenziell mehr voreheliche sexuelle Beziehungen als noch 1949. Zudem fanden diese seltener mit dem zukünftigen Ehemann statt. Auch die anderen Studien belegen, dass sich die Geschlechter im Bezug auf ihr Sexualleben kaum unterscheiden. Dennoch lassen sich in einigen Bereichen Abweichungen ausmachen: Beispielsweise masturbieren Männer häufiger und geben signifikant mehr Koituspartnerinnen/-partner an als Frauen. Fraglich ist allerdings, ob dieses Antwortverhalten nicht durch soziale Erwünschtheit bedingt wird, denn noch immer herrscht unter den Jungen und Männern die Ansicht vor, sexuell erfahren sein zu müssen, während man von Frauen verstärkt Treue erwartet (Hübner et al. 1998, 38). Diese These erhält von methodischer Seite Unterstützung: Studien haben ergeben, dass Erhebungsmethoden ohne Interviewerin/Interviewer eine Nivellierung der Antworten von Frauen und Männern im Bezug auf die Anzahl ihrer Koituspartnerinnen/-partner erzeugt. In einem Bereich der Sexualität ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern jedoch größer geworden: Die Markteinführung der Antibabypille führte dazu, dass die Verhütung seit den 1970er Jahren zum größten Teil in weiblicher Hand liegt.

In den Surveys zeichnet sich weiters ein Wandel des „Images“ von Sexualität ab. Während diese in der „Umfrage in der Intimsphäre“ (von Friedeburg 1949) noch mit Begriffen wie Furcht oder Abneigung in Zusammenhang gebracht wird, gilt Sexualität bei Eichner/Habermehl (1980), um es überspitzt zu formulieren, bereits als angesagtes Freizeitverhalten. Die Studien spiegeln damit das jeweilige gesellschaftliche Verständnis von Sexualität wider. Während Sexualität lange Zeit als Trieb betrachtet wurde, den es zu bändigen und zu kontrollieren galt, begann man spätestens in der Phase der sexuellen Liberalisierung und der damit einhergehenden Kommerzialisierung der Sexualität, diese „als Ressource für Lust- und Affektsuche, als Ressource für Erregungs- und Erlebnissammler“ (Schmidt 2011, 64) zu verstehen. Die neueren Studien nehmen hingegen eine streng neutral-wissenschaftliche Perspektive ein, lediglich die

Firma Durex greift die positive Sichtweise der 1970er auf und bringt Sex mit physischem und psychischem Wohlbefinden in Verbindung. Aber auch diese Perspektive entspricht den neusten gesellschaftlichen Entwicklungen, denn im Zuge der Herausbildung einer Verhandlungsmoral wurde Sexualität zu einem „gemeinsamen, intimen, auf beidseitige Befriedigung gerichteten Erleben“ (Schmidt 2011, 17).

5.3 Diskussion und Reflexion

Das Feld der historischen Sexualforschung ist „gut bestellt und trägt reichlich Früchte“ (Eder 2009, 7). Doch auch wenn in den letzten Jahren und Jahrzehnten eine intensive Auseinandersetzung mit diesem Thema stattfand, besteht in manchen Bereichen noch erheblicher Forschungsbedarf. So blieben bislang im deutschen Sprachraum empirisch-sexualwissenschaftliche Studien weitgehend unbeachtet und wurden keiner Analyse aus historischer Perspektive unterzogen. Die vorliegende Diplomarbeit versucht, diese Forschungslücke ein Stück weit aufzuarbeiten. Allerdings umfassen alleine die gewählten sieben Studien insgesamt rund 650 bis 700 Items, die nicht alle in die Untersuchung aufgenommen werden konnten, ebenso wenig wie alle in den Berichten enthaltenen Informationen. Aus diesem Grund war es notwendig, das Datenmaterial einzuschränken und einige zentrale Aspekte herauszuarbeiten.

Die Auswahl der Studien erfolgte anhand zweier Kriterien. Einerseits sollten die Umfragen über eine relativ große Stichprobe verfügen, um deren Repräsentativität zumindest in Ansätzen zu gewährleisten, andererseits mussten die Surveys in wissenschaftlichem Kontext entstanden sein und nicht im Rahmen einer Medienaktion, wie beispielsweise der Sexreport des Fernsehsenders ProSieben. Die Recherchen für dieses Forschungsvorhaben ergaben, dass die Zahl derartiger Surveys seit den 1980er Jahren kontinuierlich abnimmt. Im Fokus der Forschung steht nunmehr das Sexualverhalten Jugendlicher oder relativ kleiner Bevölkerungsgruppen, während bundesweite Projekte zumeist große Unternehmen, zu nennen wären hier u.a. Durex und Playboy, durchführen. Die empirisch-sozialwissenschaftliche Sexualforschung scheint also nach einem Boom in der Phase der sexuellen Liberalisierung an Bedeutung zu verlieren. Dieser Eindruck manifestiert sich auch angesichts der im Jahr 2006 erfolgten Schließung des Frankfurter Instituts für Sexualwissenschaft. Doch was sind die Gründe für diesen Trend?

Wie so häufig im Wissenschaftsbetrieb dürfte auch hier die Finanzierung eine zentrale Rolle spielen. Da groß angelegte Studien erhebliche Kosten verursachen, ist man bestrebt, auf diese zu verzichten. So wurde beispielsweise in Österreich die Volkszählung, eine Vollerhebung der gesamten österreichischen Bevölkerung, durch eine weitaus günstigere Registerzählung er-

setzt. Dieser generelle Trend trifft die empirische Sexualwissenschaft ganz besonders, da, wie Kluge/Sonnenmoser (2002, 5) bemerken, weder Regierungsstellen noch private Stiftungen ein besonderes Interesse daran haben, Umfragen zum Thema Sexualität zu fördern. Die knappen Ressourcen vieler wissenschaftlicher Forschungsprojekte dürfte auch der Grund sein, dass die Erhebungen zu vielen Studien von professionellen Umfrageinstituten durchgeführt werden. Wenngleich Kluge/Sonnenmoser (2002, 3) diese Entscheidung mit der umfangreichen Erfahrung und dem großen Personalstand derartiger Institute begründen und der Auslagerung positive Aspekte abgewinnen können, stellt sich doch die Frage, welche Auswirkungen dies für die empirische Sozialforschung im Allgemeinen und die Sexualwissenschaft im Besonderen hat. Denn für die von den Instituten bezahlten Interviewerinnen/Interviewer steht häufig nicht das Interesse am Forschungsthema im Vordergrund, sondern das Ziel, in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Termine zu absolvieren. Dies führt zu einer erhöhten Zahl an Interviewfälschungen (Diekmann 2007, 485) und zum Bestreben der Institute, die Fragebögen zu verkürzen, um möglichst wenige Interviewerinnen/Interviewer zu benötigen. Die Untersuchung zum Sexualleben der Deutschen (2002) zeigt deutlich die Konsequenzen dieser Entwicklung auf – sie erhebt lediglich acht Items, die zwar mithilfe der unterschiedlichsten statistischen Verfahren ausgewertet wurden, aber dennoch relativ wenig Aussagekraft besitzen.

Ein erschwerender Faktor bei der Suche nach finanzieller Unterstützung könnte auch der Untersuchungsbereich der Sexualwissenschaft sein. Denn weder in der Politik noch im Feld der Wissenschaft genießt das Thema Sexualität den besten Ruf. Jene Wissenschaftlerinnen/Wissenschaftler, deren Werk von den Massenmedien rezipiert wurde, galten im universitären Bereich vielfach als „Illustrierten-Wissenschaftler“ oder „Talkshow-Experten“ (Habermehl 1993, 11), weshalb viele der Disziplin den Rücken kehrten oder begannen, unter Ausschluss der Medien zu forschen. Die einzige Legitimierung, öffentlich und aus wissenschaftlicher Perspektive über Sexualität zu sprechen, bietet laut Habermehl (1993, 11) eine Verknüpfung mit dem Thema Gesundheit.

Angesichts dieser Entwicklungen stellt sich die Frage nach der Zukunft der empirisch-sozialwissenschaftlichen Sexualforschung, zumal ihre Studien häufig als nicht repräsentativ gelten und wie alle empirischen Auswertungen „Durchschnittstypen“ (Spiegel 2008) konstruieren. Welchen Beitrag also kann die Sexualwissenschaft heute noch leisten? Kronfeld (1926, 742) sah als Aufgabe der Sexualwissenschaft die sexuelle Erziehung/Aufklärung sowie die Vorarbeit zu Reformen der sexuellen Gesetzgebung bzw. Rechtssprechung. Auch Schmidt bezeichnete in einem Interview Sexualforschung als Sexualpolitik. Er sieht wie Kluge/Sonnenmoser (2002, 5) die Aufgabe von Sexualforschung u.a. darin, Vorurteile gegenüber sexuellen Minderheiten ab-

zubauen, Diskriminierung vorzubeugen und Material für Sexualpädagogik und Jugendarbeit zu liefern. Haeberle bezeichnete Sexualwissenschaft vor allem als „Erforschung von Ideen und, wie sich oft erweist, die Erforschung dummer Ideen“ (Haeberle 1983, 8), weshalb Sexualwissenschaft vor allem Ideologiekritik sei.

Das Aufgabenfeld der Disziplin ist also weit gefasst und bietet durchaus noch Potenzial für neue Forschungsprojekte. Um den an sie gestellten Ansprüchen gerecht zu werden, muss sich die Disziplin jedoch in den nächsten Jahren einer umfassenden Methodendiskussion stellen, die man lange vernachlässigte. Ein Grund hierfür war das große öffentliche Interesse an der Disziplin und die damit in Verbindung stehenden Anfeindungen, denen man durch die scheinbare Integrität der Daten den Wind aus den Segeln nehmen wollte. In naher Zukunft gilt es daher, methodische Diskrepanzen aufzuzeigen und Evaluationen durchzuführen (Ericksen/Steffen 1999, 12-13). Ein Ziel könnte dabei die von Richter et al. (2012, 119-120) angeregte Vereinheitlichung der Fragebatterien sein, um einerseits Vergleiche zwischen den Studien, andererseits Längsschnittaufzeichnungen zu ermöglichen. Zudem sind die vorhandenen und die neuen Methoden zur Befragung intensiv und kritisch zu beleuchten. So wird derzeit vor allem im englischsprachigen Raum die Anwendung von Audio-Telefonbefragungen erprobt, die zum einen kostengünstig sind, zum anderen durch das Fehlen einer Interviewerin/eines Interviewers ein geringeres Bias aufzuweisen scheinen. Doch auch die ersten deutschsprachigen Studien zum Thema Sexualität bieten nach wie vor wertvolle Inputs, etwa von Friedeburgs Frage, welchen Einfluss das Geschlecht der Interviewerinnen/Interviewer auf das Antwortverhalten hat.

Kronfeld (1926, 740) hingegen beklagte schon in den 1920er Jahren, dass die Sexualforschung in der universitären Lehre zu wenig verankert sei und dass entsprechende Lehrstühle oder gar Studiengänge fehlen. Kronfelds Befund besitzt bis heute Gültigkeit, denn nach einem Boom der Sexualwissenschaften in der Phase der sexuellen Liberalisierung ist das wissenschaftliche Interesse und damit der Prozess der Institutionalisierung stark zurückgegangen. Um jedoch als eigenständige Forschungsdisziplin wahrgenommen zu werden, bedarf es genau dieser sichtbaren Institutionalisierung und des Austausches mit anderen Wissenschaften wie etwa der Geschichte. Denn Studien der empirischen Sexualforschung erheben nur bedingt Informationen zum Sexualverhalten oder zu entsprechenden Einstellungen, vielmehr geben sie Auskunft über gesellschaftliche Vorstellungen von Sexualität und deren Wandel sowie über die Studienautorinnen/-autoren und ihren Hintergrund.

Der in Kapitel 4 angestellte Vergleich zwischen den einzelnen Studien hat gezeigt, dass sich nicht nur die Fragestellungen und Themenbereiche der Surveys, sondern auch das Sexualverhalten der deutschen Bevölkerung verändert hat. Der Mangel an aussagekräftigen Studien in den vergangenen Jahren und die sehr unterschiedlichen Fragestellungen machen einen Ausblick in die Zukunft der Sexualität in Deutschland beinahe unmöglich. Zudem könnte ein zu enger Fokus auf ein Land dazu führen, globale Trends des Sexuellen zu übersehen. Welche Auswirkungen haben beispielsweise die Entwicklungen in den USA, Russland oder im arabischen Raum für Europa bzw. Deutschland? Auch hier besteht für die Sexualwissenschaft akuter Forschungsbedarf. Vielleicht gelingt es der Disziplin mit diesen Tätigkeitsfeldern an einstige Blütezeiten anzuschließen, denn

„mittlerweile sind die Sex-Statistiken beinah alltäglich. Und wir lesen sie schon lange nicht mehr mit der atemlosen Neugier, mit der sie noch bis in die 70er Jahre verschlungen wurden. Sie sind heute manchmal kaum mehr als ein selbstverständlicher Bestandteil des breiten Spektrums erotischer Unterhaltung in Illustrierten und Fernsehshows. Aber sie waren einmal ein wichtiges Element der sexuellen Befreiung. Selbst wo ihre Zahlenangaben nicht korrekt waren, trugen sie doch dazu bei, sowohl das wissenschaftliche als auch das populäre Verständnis der Sexualität zu erweitern und zu vertiefen“ (Habermehl 1993, 123).

6. Literaturverzeichnis

- Backhaus, Klaus, Erichson, Bern, Plinke, Wulff, Weiber, Rolf (2008): Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung, 12., vollständig überarbeitete Auflage, Berlin.
- Bauman, Zygmunt (1998): Über den postmodernen Gebrauch der Sexualität. In: Schmidt, Gunter, Strauß, Bernhard (Hg.) (1998): Sexualität und Spätmoderne. Über den kulturellen Wandel der Sexualität, Beiträge zur Sexualforschung 76, Stuttgart, 17-35.
- Böhnisch, Lothar (2005): Das Projekt Sexualwissenschaft. Eine historische Retrospektive, in: Funk, Heide, Lenz, Karl (Hg.) (2005): Sexualitäten. Diskurse und Handlungsmuster im Wandel, Weinheim, 55-67.
- Bortz, Jürgen (2005): Statistik für Human- und Sozialwissenschaftler. Sechste vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage mit 84 Abbildungen und 242 Tabellen, Heidelberg.
- Brückner, Margit (2001): Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Liebe, Fürsorge und Gewalt. In: Brückner, Margit, Böhnisch, Lothar (Hg.) (2001): Geschlechterverhältnisse. Gesellschaftliche Konstruktionen und Perspektiven ihrer Veränderung, Weinheim, 119-178.
- Bürgerliches Gesetzbuch: Buch 4, Abschnitt 1, Titel 5, Paragraph 1356, Artikel 1, 1958, online unter <<http://lexetius.com/BGB/1356>> (01.01. 2013).
- Clement, Ulrich (1986): Sexualität im sozialen Wandel. Eine empirische Vergleichsstudie an Studenten 1966 und 1981, Beiträge zur Sexualforschung 61, Stuttgart.
- Dannecker, Martin (2001): Die verspätete Empirie. Anmerkungen zu den Anfängen der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, Zeitschrift für Sexualforschung 14 (2001) 2, 166-180.
- de Beauvoir, Simone (1992): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbek b. Hamburg.
- de Nuys-Henkemann, Christian (1990): „Wenn die rote Sonne abends im Meer versinkt...“. Die Sexualmoral der fünfziger Jahre, in: Bagel-Bohlan, Anja, Salwski, Michael (Hg.) (1990): Sexualmoral und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert. Opladen, 107-145.
- DGfS: Forschungsstellen. Online unter <<http://dgfs.info/forschungsstellen/>> (04.01. 2013).
- Diekmann, Andreas (2007): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen, 18. Auflage, Reinbek bei Hamburg.
- Dür, Wolfgang (2000): Liebe ohne Zeit. Zufällige Intimsysteme und die moderne Gesellschaft, in: Eder, Franz X., Frühstück, Sabine (Hg.) (2000): Neue Geschichten der Sexualität. Beispiele aus Ostasien und Zentraleuropa 1700-2000, Querschnitte 3, Wien, 279-301.
- Durex (2007): Sexual Wellbeing. Global Survey 07/08, online unter <http://www.durex.com/de-DE/DurexDownloads/Documents/swgs07_booklet_de.pdf> (10.12. 2012).

- Durex (2007): Sexual Wellbeing. Global Survey 07/08, 2. Welle: In the Bedroom, online unter <http://www.durex.com/de-DE/DurexDownloads/Documents/survey-2007_deutschland.pdf> (10.12. 2012).
- Durex (2008): Sexual Wellbeing. Global Survey 07/08, 3. Welle: The Big O, online unter: <<http://www.durex.com/de-DE/DurexDownloads/Documents/DUREX-BIG-O.pdf>> (10.12. 2012).
- Eckart, Wolfgang U. (2009): Geschichte der Medizin. 6. Auflage, Heidelberg.
- Eder, Franz X. (2000): Sexuelle Kulturen in Deutschland und Österreich. 18.-20. Jahrhundert, in: Eder, Franz X., Frühstück, Sabine (Hg.) (2000): Neue Geschichten der Sexualität. Beispiele aus Ostasien und Zentraleuropa 1700-2000, Querschnitte 3, Wien, 41-68.
- Eder, Franz X. (2009): Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität, 2. Auflage, München.
- Eichner, Klaus, Habermehl, Werner (1980): Der RALF-Report. Das Sexualverhalten der Deutschen. Vollständige Taschenbuchausgabe, München/Zürich.
- Ericksen, Julia and Steffen, Sally A. (1999): Kiss and Tell. Surveying Sex in the Twentieth Century, Cambridge.
- Felski, Rita (1998): Introduction. In: Bland, Lucy, Doan Laura (Ed.) (1998): Sexology in Culture. Labelling Bodies and Desires, 1-8.
- Flick, Uwe, von Kardorff, Ernst, Steinke, Ines (2007): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick, in: Flick, Uwe, von Kardorff, Ernst, Steinke, Ines (Hg.) (2007): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, 5. Auflage, Reinbek bei Hamburg.
- Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, Erster Band, Frankfurt am Main .
- Gabler, Siegfried, Hoffmer-Zlotnik, Jürgen H. P., Krebs, Dagmar (Hg.) (1994): Gewichtung in der Umfragepraxis. Opladen.
- Gagnon, John H., Simon, Wilhelm (1973): Sexual Conduct. The Social Sources of Human Sexuality, Chicago.
- Gestrich, Andreas (1999): Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert. Enzyklopädie Deutscher Geschichte Band 50, München.
- Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt am Main.
- Giese, Hans, Schmidt, Gunter (1968): Studentensexualität. Verhalten und Einstellung, eine Umfrage an 12 westdeutschen Universitäten, Hamburg.
- Gribble, James N., Miller, Heather G., Rogers, Susan M., Turner Charles F. (1999): Interview mode and measurement of sexual behaviours: Methodological issues. Journal of Sex Research, 36 (1999) 1, 16-24.
- Grimm, Jacob, Grimm Wilhelm (1905): Deutsches Wörterbuch. Seeleben-Sprechen, Band 16, Leipzig, online unter <<http://woerterbuchnetz.de/DWB/>> (28.12. 2012).

- Habermehl, Werner (1993): Sexualverhalten der Deutschen. Aktuelle Daten - intime Wahrheiten, München.
- Häder, Michael (2010): Empirische Sozialforschung. Eine Einführung, 2., überarbeitete Auflage, Wiesbaden.
- Haeberle, Erwin J. (1983): Anfänge der Sexualwissenschaft. Historische Dokumente, Auswahl, Kommentar und Einführung von Erwin J. Haeberle, Berlin.
- Haeberle, Erwin J. (2005): dtv-Atlas der Sexualität. Mit 98 Abbildungen in Farbe, München.
- Haunss, Sebastian (2004): Identität in Bewegung. Prozesse kollektiver Identität bei den Autonomen und in der Schwulenbewegung, Wiesbaden.
- Heineman, Elizabeth (2011): Before porn was legal. The erotica empire of Beate Uhse, Chicago.
- Herzog, Dagmar (2005): Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, München.
- Hofstätter, Maria (1980): Weibliche Sexualität und die Sexualreports seit Kinsey – Theorien zur weiblichen Sexualität, einige Ergebnisse der Sexualreports, Methodenkritik und soziologische Betrachtung. Dipl. Arb., Wien.
- Hübner, Marc, Heßling, Angelika (Red.) (1998): Sexual- und Verhütungsverhalten 16- bis 24-jähriger Jugendlicher und junger Erwachsener. Eine repräsentative Wiederholungsbefragung im Auftrag der BZgA aus dem Jahr 1996, Köln.
- IfD: Das Institut für Demoskopie Allensbach – Porträt. Online unter <<http://www.ifd-allensbach.de/das-institut/portraet.html>> (06.01. 2013).
- Ittel, Angela, Stecher, Ludwig, Merkens, Hans, Zinnecker, Jürgen (Hg.) (2008): Jahrbuch Jugendforschung. 7. Ausgabe 2007, Wiesbaden.
- Kluge, Norbert, Sonnenmoser, Marion (2002): Sexualeben der Deutschen. Eine repräsentative Momentaufnahme zu Beginn eines neuen Jahrtausends, Studien zur Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik 15, Frankfurt am Main.
- Köllner, Erhard (2001): Homosexualität als anthropologische Herausforderung. Konzeption einer homosexuellen Anthropologie, Bad Heilbrunn.
- Krämer, Walter (2011): So lügt man mit Statistik. Überarbeitete Neuausgabe, München.
- Kronfeld, Arthur (1926): Sexualwissenschaft. In: Marcuse, Max (Hg.) (1926): Handwörterbuch der Sexualwissenschaft. Enzyklopädie der natur- u. kulturwissenschaftlichen Sexualkunde des Menschen, 2. stark vermehrte Auflage mit 140 Abbildungen, Bonn, 740-742.
- Lautmann, Rüdiger (2002): Soziologie der Sexualität. Erotische Körper, intimes Handeln und Sexualkultur, Weinheim.
- Lenz, Karl, Funk, Heide (2005): Sexualität: Entgrenzung und soziale Problemfelder. Eine Einführung, in: Funk, Heide, Lenz, Karl (Hg.) (2005): Sexualitäten. Diskurse und Handlungsmuster im Wandel, Weinheim, 7-54.

- Lewandowski, Sven (2004): Sexualität in den Zeiten funktionaler Differenzierung. Eine systemtheoretische Analyse, Bielefeld.
- Ludwig, Hans (2001): Fünfzig Jahre „die Pille“. Der Gynäkologe 44 (2011) 10, 854-855.
- MaPa: Die MAPA stellt sich vor. Online unter <http://www.mapa.de/unternehmen/die_mapa_stellt_sich_vor.html> (03.01. 2013).
- Marcuse, Max (Hg.) (1926): Handwörterbuch der Sexualwissenschaft. Enzyklopädie der natur- u. kulturwissenschaftlichen Sexualkunde des Menschen, 2. stark vermehrte Auflage mit 140 Abbildungen, Bonn.
- Nickel, Bettina, Plies, Kerstin, Schmidt, Peter (1995): Einfluß neuer gesetzlicher Regelungen auf das Verhütungsverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener. Eine repräsentative Studie, Fachheftreihe zur Forschung und Praxis der Sexuaufklärung und Familienplanung 3, Köln.
- Noelle, Elisabeth und Neumann Erich P., (Hg.) (1965): Jahrbuch der öffentlichen Meinung. 1958-1964, Allensbach.
- Reiche, Reimut (1970): Kritik der gegenwärtigen Sexualwissenschaft. In Schmidt, Gunter, Sigusch, Volkmar, Schorsch, Eberhard (Hg.) (1970): Tendenzen der Sexualforschung. Beiträge zur Sexualforschung 49, Stuttgart, 1-9.
- Richter, Diana, Spangenberg, Lena, Matthes, Anke, Brähler, Elmar, Strauß, Bernhard (2012): Standardisierte Verfahren in der empirischen Sexualforschung – Ein Update. Zeitschrift für Sexualforschung 25 (2012), 93-130.
- Salewski, Michael (1990): Vorwort und Einführung. In: Bagel-Bohlan, Anja, Salwski, Michael (Hg.) (1990): Sexualmoral und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert. Opladen, 7-16.
- Schäffgen, Maria (2010): Homöopathie bei sexuellen Störungen. Stuttgart.
- Schelsky, Helmut (1995): Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft, Hamburg.
- Schmidt, Gunter, Briken, Peer (2010): Erinnerungen an die frühen Jahre. 50 Jahre Sexualforschung am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, Zeitschrift für Sexualforschung 23 (2010), 155–164.
- Schmidt, Gunter (2011): Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen, 3. Auflage, Gießen.
- Schmidt, Peter, Nickel, Bettina, Plies, Kerstin (1994): Empirisch-sozialwissenschaftliche Längsschnittstudie zur Aids-Prävention und Kontrazeptionsproblematik bei Jugendlichen. Soziale Determinanten und Folgen, Projektbericht, Gießen.
- Schnell, Rainer, Hill, Paul B., Esser, Elke (2008): Methoden der empirischen Sozialforschung. 8., unveränderte Auflage, München.
- Sigusch, Volkmar (1985): Man muß Hitlers Experimente abwarten. In: Der Spiegel 20 (1985), online unter <<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13513911.html>> (30.12. 2012).

- Sigusch, Volkmar (1998): Was ist aus der sexuellen Revolution geworden? In: Danneberg, Bärbel, Keller, Fritz, Machalicky, Aly, Mende, Julius (Hg.) (1998): Die 68er. Eine Generation und ihr Erbe, Wien, 264-273.
- Sigusch, Volkmar (2005): Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion, Frankfurt am Main.
- Sigusch, Volkmar (2007): Das Frankfurter Institut für Sexualwissenschaft (1973–2006). Protokoll einer Abwicklung, Zeitschrift für Sexualforschung 20 (2007), 216-275.
- Sigusch, Volkmar (2008): Geschichte der Sexualwissenschaft. Mit 210 Abbildungen und einem Beitrag von Günter Grau, Frankfurt am Main.
- Stark, Carsten (2009): Funktionalismus. In: Kneer, Georg, Schroer, Markus (Hg.) (2009): Handbuch soziologische Theorien. Wiesbaden, 161-177.
- Steinbacher, Sybille (2011): Wie der Sex nach Deutschland kam. Der Kampf um Sittlichkeit und Anstand in der frühen Bundesrepublik, München.
- Stern (2008): "Sexreport 2008". Sex, Quoten und Wissenschaft, online unter <<http://www.stern.de/wissen/mensch/sexreport-2008-sex-quoten-und-wissenschaft-639826.html>> (14.11. 2012).
- Stevens, Stanley S. (1951): Mathematics, Measurement, and Psychophysics. In: Stevens, Stanley S. (Ed.) (1951): Handbook of Experimental Psychology. New York, 1-49.
- Stötzel, Georg, Wengeler, Martin (1995): Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin.
- TNS EMNID: Das Unternehmen. Online unter <http://www.tns-emnid.com/das_unternehmen/> (03.01. 2013).
- USUMA Markt- und Sozialforschung: Über uns. Online unter <http://www.usuma.com/ueber_uns/_3> (19.12. 2012).
- Villa, Paula-Irene (2009): Feministische- und Geschlechtertheorien. In: Kneer, Georg und Schroer, Markus (Hg.) (2009): Handbuch soziologische Theorien. Wiesbaden, 111-132.
- von Friedeburg, Ludwig (1953): Die Umfrage in der Intimsphäre. Beiträge zur Sexualforschung, 4. Heft, Stuttgart.
- Weeks, Jeffrey (2000): Making sexual history. Cambridge.

7. Anhang

7.1 Abstract – Deutsch

Einen wahren Boom quantitativer Sexualforschungen löste der US-Amerikaner Kinsey mit seinen beiden Reports aus, die sich auf der Basis der von ihm erhobenen Daten sowohl mit der weiblichen als auch der männlichen Sexualität beschäftigten. Das Ende der Phase der sexuellen Liberalisierung ging mit einem sinkenden Interesse an sexualwissenschaftlichen Studien einher, das sich auch in der Forschung bemerkbar machte. Der letzte einigermaßen umfangreiche Vergleich entsprechender Surveys aus Deutschland wurde daher in den 1980er Jahren vorgenommen. Da sich seither nicht nur die Anzahl der Umfragen, sondern vor allem die Methoden der empirischen Sozialwissenschaft verändert haben, will die vorliegende Arbeit eine Metaanalyse sexualwissenschaftlicher Studien bieten, um so Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede zwischen ihnen zu beleuchten.

Für den empirischen Teil dieser Diplomarbeit wurden sieben empirische Untersuchungen aus sechs Jahrzehnten einem Vergleich unterzogen, wobei die älteste aus dem Jahr 1949, die neueste aus dem Jahr 2006 stammt. Die Auswahlkriterien bildeten dabei ein wissenschaftlicher Hintergrund, eine entsprechend große Stichprobe mit mindestens 1.000 Befragten sowie die zeitliche Verortung. Aufgrund fehlender österreichischer Untersuchungen beruht das Datenmaterial auf Studien aus der ehemaligen BRD bzw. Deutschland. Die untersuchten Studien bilden einen Zeitraum von 57 Jahren ab, in welchem sowohl die gesellschaftlichen als auch die sexuellen Verhältnisse einen grundlegenden Wandlungsprozess durchliefen, denn sie umfassen die Nachkriegszeit, die Phase der sexuellen Liberalisierung und deren Folgejahre.

Die Analyse des untersuchten Datenmaterials zeigt, dass sich im Hinblick auf die Verfahren zur Stichprobenziehung und die Methoden der Erhebung kaum Veränderungen nachweisen lassen, während sich die Forschungsthemen der einzelnen Studien im Zeitverlauf deutlich unterscheiden. Standen bis in die 1960er Jahre vor allem die Ehe und Einstellungen zum Thema Sexualität im Fokus des Interesses, zeichnet sich ab dem RALF-Report (1978) eine Hinwendung zu Verhaltensfragen ab. Die Ergebnisse dieser Items belegen einen Wandel des Sexual- und Verhütungsverhaltens der deutschen Bevölkerung. So hat sich beispielsweise das sexuelle Handeln der Frauen jenem der Männer angeglichen, wenngleich die Kontrazeption seit der Einführung der Pille immer häufiger den Frauen obliegt. Auch das Image der Sexualität in der Sexualwissenschaft selbst hat sich deutlich verbessert. Brachte von Friedeburg (1953) diesen Lebensbereich noch mit Abscheu und Ekel in Verbindung, gilt Sexualität heute als positiver Bestandteil des menschlichen Daseins. Diese Entwicklung spiegelt sich auch in den Fragestellungen wider.

7.2 Abstract – English

Sexuality is an essential component of human life and has therefore been a subject of science since ancient times. Sexology became an independent discipline during the second half of the 19th century, when physicians began to focus on the analysis of human sexuality. At the beginning, the pathology of sexual behaviour was emphasized, before social aspects were taken into account and sexology was annexed to the methods of social sciences. The two reports of the American zoologist Alfred Charles Kinsey, who investigated both male and female sexuality, triggered a boom of research projects. The end of the sexual liberalisation-period was accompanied by decreasing interest in sexological surveys, which also became noticeable within the field of science. Therefore, the last extensive comparison of German empirical surveys took place in the 1980s. Since then, not only the number of surveys, but also the methods of the social sciences have changed, wherefore this diploma thesis aims to provide a meta-analysis of sexological surveys to show their common grounds and their differences.

The fourth and empirical part of the thesis is based on seven surveys from six decades. The eldest was conducted in 1949, the latest in 2006. The selection criteria were their scientific background, an appropriate sample with 1.000 or more respondents and the chronological localisation. Owing to missing surveys from Austria, the research is based on data from the former BRD, respectively Germany. The reviewed surveys portray 57 years, during which both the social and the sexual circumstances changed remarkably – they cover the post-war period, the period of sexual liberalisation and the years that followed.

The comparison of the seven surveys has shown little changes of the sampling procedures and the methods of collecting data, but transformations in terms of the focal points of sexological research are distinguishable. In the 1960s, surveys collected data to marriage and attitudes to sexuality the scientists, but since the RALF-Report (1978), a turn to items that concentrate on sexual behaviour has become apparent. The analysis of these items shows a change in the sexual behaviour of the German population. Differences concerning female and male sexual behaviour were reduced. However, contraception became more a female issue due to the commercial launch of the Pill. Since 1949 the image of sexuality has also changed. The eldest survey considered this area of life nauseous, nowadays sexuality is seen as a favourable part of life. This development is also reflected in questioning.

7.3 Curriculum Vitae

Persönliche Daten

Name: Johanna Holzner
Geburtsdatum/-ort: 29.09.1988, Linz
Staatsbürgerschaft: Österreich
Adresse: Liechtensteinstraße 56/33
1090 Wien
Telefonnummer: 0676 / 70 297 09
Mail: johanna_holzner@gmx.net

Ausbildung

Seit 10/2007 Diplomstudium Geschichte an der Universität Wien
10/2010 – 11/2012 Masterstudium Soziologie an der Universität Wien
mit Auszeichnung absolviert
10/2007 – 09/2010 Bachelorstudium Soziologie an der Universität Wien
09/1999 – 06/2007 BRG Wels Wallererstraße
Matura am 14. Juni 2007
09/1995 – 07/1999 Volksschule Thalheim

Praktika

11/2012 Praktikum an der Universitätsbibliothek der TU Wien
07/2010-08/2010 Praktikum beim Institut für Gesundheitsplanung, Linz;
im Rahmen der dortigen Tätigkeit Verfassen
eines Beitrags für den Tagungsband der Fachtagung
„Selbsthilfe im Wandel der Zeit“
11/2009 Dateneingabe bei der Sozialökonomischen
Forschungsstelle, Wien
09/2009 Dateneingabe bei der Sozialökonomischen
Forschungsstelle, Wien
08/2009 Praktikum beim Salzburger Bildungswerk
Eingabe und univariate Auswertung von
Evaluierungsbögen
07/2008 Ferienbetreuung bei der Wiener Jugenderholung

Besondere Kenntnisse und Interessen

Sprachen	sehr gute Englischkenntnisse in Wort und Schrift Spanisch (Grundkenntnisse)
Statistik	SPSS, STATA, multivariate Analyseverfahren
QDA-Software	Atlas.ti
Wirtschaftliche Kenntnisse	Europäischer Wirtschaftsführerschein Level A
Ehrenamtliche Tätigkeiten	Leiterin einer Jungschargruppe 2004 – 2011 Pfarrleitung der Katholischen Jungschar Thalheim 2007 – 2010

Publikationen

Doblhammer, Sandra, Peböck, Markus, Holzner Johanna: Einblicke und Ausblicke – Selbsthilfe als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. In: Meggeneder, Oskar (Hg.), Selbsthilfe im Wandel der Zeit. Neue Herausforderungen für die Selbsthilfe im Gesundheitswesen, Frankfurt am Main 2011, 227-254.

Flaschberger, Edith, Holzner, Johanna, Gugglberger, Lisa: Settingbezogene Gesundheitsförderungsnetzwerke in Österreich. Wien 2012.

Holzner, Johanna: Gesundheitsfördernde settingbezogene Netzwerke in Österreich. Ein Vergleich von Zielen und Strukturen, MA Arbeit, Wien 2012.

Wien, Januar 2013